L. g.
495
1.

Aquarelle

von

A. Lewald.

Erster Theil.

Staberl.

Venedig 14. Sept. 1834.

Aquarelle
aus dem Leben.

Von

August Lewald.

Erster Theil.

Mannheim,
bei Heinrich Hoff.

1836.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Inhalt.

		Seite
Vorwort.		
I.	Der alte Staberl	1
II.	Bayreuth	36
III.	Die Emeute in Breslau	90
IV.	Ludlamshöhle (Erinnerungen aus Wien)	103
V.	Der Gast auf Ottocar's Burg	140
VI.	Natalina (Warschau 1814)	157
VII.	Der Kaplan Mayr	163
VIII.	Der Holzknecht	186
IX.	Die Bleikammern	204
X.	Das Ghetto	209
XI.	Rheinreise	216

Vorwort.

Jedes Menschenleben hat seine pittoreske Seite, es kommt nur darauf an, sie im rechten Sinne aufzufassen und darzustellen. Nicht Alles eignet sich darin zur großen historischen Behandlung; denn bei kleinern Gegenständen geht die Begeiste-

rung verloren, ehe die weitläufigen Vorbereitungen getroffen sind. Hiezu ist nun die, von den Engländern besonders gepflegte Aquarellmanier sehr geeignet. So wie der Gedanke kommt, wird er in flüchtigen aber festen Umrissen schnell auf's Papier geworfen, dann werden eben so schnell mit Saftfarben die Lokaltinten angedeutet. Alles ist flüchtig, durchsichtig

und klar, giebt einen vollkommenen Begriff von dem darzustellenden Gegenstande, und ist dabei gefällig anzusehen. Der Geist muß in der Auffassung liegen, und da man nicht Tagelang auf das Trocknen zu warten hat, da man auch die Lichter nicht auszusparen braucht, so folgt die Ausführung dem Gedanken und athmet daher Leben und Wahrheit.

In dieser Manier glaubte ich eine Reihe kleiner Genrebilder und Zeichnungen nach der Natur ausführen zu müssen. Dies zur Erklärung des gewählten Titels.

A. L.

Aquarelle

aus dem Leben.

I.

Der alte Staberl.

Das Unbedeutendste, Geringfügigste in den Augen vieler Leute spielt in dem Leben Anderer oft eine große Rolle, dient ihrem Schicksale zum Wendepunkte, oder durchkreuzt ihren Lebenspfad auf eine merkwürdige Weise. Das Letztere war bei mir mit der bekannten süddeutschen Lustspielfigur, Staberl genannt, der Fall. Sie erscheint mir jetzt noch als die personificirte Lustigkeit der Jugend; liebliche Gegenden, ein lebendiger Strom, eine heitere, reiche Stadt, redliche und gesellige Freunde, mein eigenes, offenes, hingebendes Gemüth, Alles, was mich damals umgab, wird wieder lebendig um mich. Ein verlor'nes Paradies!

Es war in Frankfurt, wo ich, sehr jung noch, Staberl begegnete. Er machte dort große Sensation. Die Frankfurter wurden nicht satt, ihren possierlichen Gast zu bewundern. Die Leute drängten sich so sehr herbei, daß ein dicker Bürger aus Sachsenhausen an der Theaterkasse todtgedrückt wurde. Wir bekamen gerade in jener Zeit nichts als eine hausbackene Komödie an den Schauspielern in Frankfurt zu bewundern. Weidner leistete in Stücken, wie sie Kotzebue ihm lieferte, Angenehmes; Leißring war komisch lang, schon sein Aussehen machte die beste Wirkung; der phantastische Lux, der vom Mönch Schauspieler geworden war, tummelte sich noch am Freiesten in dem Gebiete der Posse herum, und was er gab, streifte oftmals an das Ideale. Die Leute meinten aber, er übertreibe. — Da sprang mit einem Male, geharnischt, gleich der Minerva aus dem Götterkopfe, ein ganz fertiger Narr, ein buntscheckiger, harmloser, ächt deutscher Narr in nie geahnter Liebenswürdigkeit in das Alltagsleben der bretternen Welt hinein. Er kümmerte sich nicht um Anstand und Uebereinkom-

men, wie wir sie kannten, denn er brachte Beides auf seine Weise mit und man war bereit, es dafür gelten zu lassen. Selbst alte, grämliche Leute, welche dies und das dagegen vorbringen wollten und sehr ernsthafte Gesichter schnitten, konnten die Worte dazu nicht aussprechen, weil das tollste Lachen ihnen den Mund weit auseinander riß. Er belustigte uns einige Wochen lang auf das Herrlichste, dann zog er fort, und wie auch ich später Frankfurt verließ, entschwand das bunte Bild meines lieben Clown immer mehr und mehr aus meinem Gedächtnisse, und zuletzt erinnerte ich mich seiner nur noch bei Gelegenheit seiner jungen Frau, die er bei sich hatte, die aber nicht zu ihm paßte, weil sie mir weder närrisch, noch lustig erschienen war, sondern recht angenehm sentimental, mit tiefschwarzen Augen voll Liebesfeuer, einem Gesicht, weiß und roth, und einem Näschen statt der stolzen Nase, welches alle jene aufgezählten Eigenthümlichkeiten einer Italienerin für die Deutsche, zwischen Rhein und Donau geboren, mit vollstem Rechte in Anspruch nahm.

Einige Jahre darauf — in Breslau — gab es eine ganz artige Theatromanie unter uns jungen Leuten. Und das hatte seinen guten Grund. Ein Verein von Talenten war dort beisammen, von denen man sich nicht zu viel versprach. Ich nenne davon nur Seydelmann, Anschütz und den Komiker Schmelka. Wir wurden mit ganz guter Theaterkost genährt, und bei unserm Appetite wählten wir nicht so streng die Schüsseln aus. Man tafelte uns einige spanische und englische Gerichte auf, Kotzebue brachte gut gesalzene Ragouts, Müllner heizte seinen neuen Zugofen mit Macht, und sein spanischer Wind und andere Soufflés wurden freundlich hingenommen. Da mit einem Male erklingt es erst fern, dann näher, erst leise, dann stärker, der Parapluiemacher Staberl werde seine Aufwartung machen.

Ein seltsames Gefühl wie Heimweh kam über mich. Ich konnte nicht Ruhe gewinnen, bis ich die Bekanntschaft meines Narren erneut hatte. In der stolzen Hauptstadt Schlesiens, die von dem Landbewohner nur „Groß-Brassel" genannt wird,

steckten die Leute die Köpfe zusammen. „Wie? ein Narr von der Donau, ein dummer Kasperl will es wagen, vor uns zu erscheinen?" Die Aesthetischen fügten hinzu: „Wir, genährt mit Calderon's mystischer Milch und Shakespeare's historischem Marke, sollen nun mit Possen aus der Leopoldstadt regalirt werden?" Viele Patriotische bemerkten: „Wir sind Preußen's und nicht mehr Oesterreich's!" Sonst sprachen sie nichts aus, aber Jeder konnte leicht denken, daß sie so toll waren, sich nunmehr für klüger zu halten. Kurz, wo man hinhorchte, schienen die Gemüther meinem ehrlichen Narren eher ab= als zugewendet. Die Zettel, die seine Erscheinung meldeten, wurden indeß an die Straßenecken geklebt, und ich konnte die Stunde kaum erwarten.

Da pocht's an meine Thür, und herein tritt ein mir wohlbekannter dicker, großer Mann, der Niemand anders war, als der Regisseur des Theaters und erste Heldenspieler. Ich mochte ihn nicht leiden, seitdem ich ihn einmal als Wallenstein vom Publikum bewundert sah. Die Ursache seines Be=

suchs war Staberl. Mein Herz schlug. Sein Anliegen bestand darin, einen Vers zu haben, der am Schlusse des Stücks transparent erscheinen könnte, um das Ganze sinnig zu krönen. Eine großartige Idee, die in seinem eigenen Hirne entsprungen war. Ich war entzückt; ich dankte ihm für das Vertrauen, das er mir schenkte, mit sehr gerührten Worten, und nannte ihn in der wonnigen Zerstreuung, welche sich meiner bemächtigt hatte: Herr Wallenstein. Er aber war herablassend genug zu erwiedern, er heiße nur Nagel. Der Vers sollte indeß gefunden werden, und die Augen fest auf einen Punkt der Decke gerichtet, die Lippen bewegend und die Finger in leisem Zucken begriffen, etwa wie Pipe in Peregrine Pickle, wenn er seinen Sang anstimmen soll, war ich darüber her, eine zweite Zeile mit korrespondirendem Reime zu suchen, denn die erste war mir wie ein Blitz durch's Gedächtniß gefahren. Herr Nagel durfte nicht lange warten. Der Vers war da, er lautete:

„Fortan umfang' uns Harmonie
„Uns Alle deck' Ein Parapluie!“

Er war zufrieden, sehr zufrieden, sprach von Honorar, von bedeutendem Talente, meinte, ich sollte es einmal mit etwas Größerem versuchen, da ich doch nunmehr in die Reihe deutscher Theaterdichter rühmlichst eingetreten sey, und lief mit ähnlichen Versicherungen im Munde und meinem Vers im Kopfe fort, um ihn nicht drucken, sondern, wie die Egypter ihre Gesetzesreime in Felsen, meine Verse in starker Pappe aushauen zu lassen. Dies Intermezzo hatte mich glücklicherweise um etwas Zeit gebracht, die mir bis zum Anfange des Schauspiels sehr lang wurde. Ich war Einer der Frühesten im Theater. Es war leer, aber Männer saßen darin, die für Viele gelten konnten. Die ganze Gelahrtheit, ernste Weise, Naturphilosophen und Geschichtschreiber hatten sich eingefunden, bis herunter zu dem losen Völkchen der Belletristen. Sie saßen auf den Bänken da herum wie bei Shakespeare und Calderon, und meinten, nun werde alle Herrlichkeit der lustigen, näschigen und hochgepriesenen Kaiserstadt an der Donau über sie kommen, die göttliche Thorheit, der bunte Wahnsinn, eine

geniale Lustigkeit, ein Lachkrampf ohne Ende. Sie freuten sich im Voraus, einmal aus der hohen Region des Denkens und Forschens in die höhere zu gelangen, wo man weder denkt noch forscht, und sich bloß selig fühlt.

Staberl erschien. Es war sein rother Rock, sein grauer Hut, die blaue Weste, die Schnürstiefeln à la Tyrolienne, der krumme, dünne Zopf. Mein Auge erkannte ihn sogleich, aber mein Herz sprang ihm nicht entgegen. Meine Blicke streiften zu der Gelehrtenaristokratie, die sich einmal in ihrer Weisheit einen guten Abend machen wollte. Aber die Verklärung des Lachens hatte sich noch nicht über ihre Züge verbreitet, und sie saßen da, so ernst, als brüteten sie über irgend einem ihrer großen Werke, dazu hatte sich der Ausdruck getäuschter Erwartung gesellt, und diese Mischung gab ihren sonst nicht bedeutenden Physiognomien einen Anstrich erhabener Dummheit.

Ich war aber sehr unglücklich, wie ich das Alles bemerkte. „Wer schafft mir den Rhein her und den Main mit ihren heitern Ufernbewohnern!

dachte ich in Einem fort. „Die Lustigkeit hat viel Ansteckendes, und darum ergriff sie dort auch mich. Diese Schlesier, nicht Slaven, nicht Deutsche, nicht norddeutsch, nicht süddeutsch, Juste-milieu-Menschen, sie können nicht lachen, nicht weinen. Ist dieser Staberl etwa nicht gut?“ so sagte ich in Einem fort.

Aber er war in der That nicht gut, dieser Staberl, ich ärgerte mich über ihn, und schwärmte dann zum Rhein; meine frühern Jünglingsjahre fielen mir ein, ich seufzte einmal über's andre, dazwischen schwebte das Bild der holden Frau mit den nächtlichen, sternflammenden Augen, mit der schwimmenden Sentimentalität im Blicke vor mir vorüber; wo war sie? mußte sie nicht Staberl's Erscheinung nothwendig ergänzen? Alles, Alles wünschte ich mir wieder zurück; selbst den todtgedrückten, dicken Bürger aus Sachsenhausen mit dem blauen Gesichte — nein! der da vor mir war der rechte Narr nicht, oder — ich selbst war es nicht mehr. — Am Schlusse sangen sie ein Lied. Ich schreckte in die Höhe, wie ich die Musik ver-

nahm. Die Professoren und Gelehrten hatten sich erhoben, um stehend, wie auf dem Sprung, noch eine Strophe des Liedes mitzunehmen, und mit einigem Stolz fiel mir nun meine Theaterdichterweihe von diesem Morgen ein; ich blickte nach der Bühne, die mir seit einer Stunde ganz entschwunden war. Das Transparent war da, aber irgend ein Sachverständiger, vielleicht der gelehrte Dramaturg des Breslauer Theaters, der den Ossian übersetzte und Sanscrit verstand, hatte einen Apostroph statt eines Buchstaben von mir angebracht, um den Reim richtiger zu machen. Ich las:

„Fortan umfang uns Harmonie,
Uns Alle deck' ein Parapl'ie!“

Die Verbesserung war so, daß sie Staberl selbst gemacht haben konnte. Es war mein erstes Lachen an jenem Abende.

Kurz darauf sah ich Wien. Meine Freude war natürlich. Wien erschien dem Norddeutschen vormals wie Eldorado. Wir verstehen heutzutage unter „vormals“ zehn Jahre. Ich wußte alle Herrlichkeiten Wiens an den Fingern herzuzählen,

aber sonderbar genug, neben der Ambraser Sammlung und der Gemäldegallerie, dem Stephansthurm und dem Prater dem Kinderballet, der Brühl und dem Aufreiten der ungarischen Nobelgarde am Neujahrstage, sprang mir immer der Gedanke jubelnd im Kopfe herum, daß ich meinen Staberl wieder sehen würde, meinen fou chéri, meinen fou par excellence, mit ihm meine Jugend, meinen Frohsinn, kurz, den singenden Baum mit goldenen Blättern des Mährchens. Ich durfte nicht lange warten. Mein Glück tauchte bereits am Ende der Jägerzeile auf; es galt nur, es zu haschen. Anschlagzettel, klein, grau, schlecht gedruckt, klebten neben einander an einem Eckhause. Alle waren sie gleich elend ausgestattet, und doch waren sie ihrem Wesen nach so verschieden. Sie hatten etwas von der unscheinbaren Tracht der hohen römischen Clerisey am Aschermittwoch. Da standen die Namen aller deren, die dem Publikum am Abende ihre Späße vormachen sollten; ernste und heitere, gesungene, gesprochene und getanzte. Ob auf dem Zettel stand: von den k. k. Hofschauspielern oder

Hofoperisten, ob er die mit Gold aufgewogenen Füße Roziers und der Millière für den Abend verhieß, oder ob er die belachten und verachteten Gottheiten der Volksbühne in der Leopoldstadt nannte, die bezaubernden Genien des Wiedener Kunsttempels, die am Tage baarfuß und bettelnd davor herumliefen, oder die Tableaufiguren Seligmanns, der großartigen Caryatide in den winzigen Hallen der Josephstadt: das Papier aller Zettel war gleich schlecht, der Druck gleich elend, die Namen klebten Alle auf gleiche Weise an der Straßenecke, über Schmutz und Unrath aller Art, und nur das Einzige mochte als Vorzug gelten, je öfter die beiden Buchstaben k. k. auf dem Zettel zu lesen waren. Bei dem Burgtheaterzettel beliefen sie sich, wie ich glaube, auf 125.

Ich las diese Zettel jeden Morgen mit einer instinktmäßigen Neugier. Einst — es war am 30sten October des Jahres 1818 — stehe ich an einem schönen Herbsttage wieder vor meinen Zetteln und lese: Tasso, von Göthe; Aline, Ballet; der Berggeist, großes Kinderballet; dar lustige Fritz,

von Meisl; der Elephantenrüssel, Pantomime. — Ach! es war keine Nahrung für meine seltsame Stimmung, so scharf ich auch hinblicken mochte, die Titel der Vorstellung blieben dieselben. Es ging mir wie einem Lottospieler, der stets mit Sicherheit glaubt die erhoffte Terne anf dem Aushängeschild des Collecteurs zu sehen, und sich nicht überzeugen will, schon wieder den Satz verloren zu haben.

Noch sah ich die Zettel an und dachte an andere Dinge dabei, als sich plötzlich ein roher, dicker Arm mir vor die Augen senkt, wie eine Wolke vor meinen sonnigen Träumereien. Denn ich will nur gestehen, daß ich an den Rhein, an meine Jugend, an meinen Narren und seine Frau gedacht, und an der Ecke der Jägerzeile stehend, mich ganz in eine ideale Welt erhoben hatte. Der Arm war aber kein Traum, sondern Wirklichkeit. Er war mit einem etwas zerrissenen Aermel von grobem, schäbigem, dunkelblauem Tuche bekleidet und trug an seinem Ende eine stark geröthete Hand mit dicken, behaarten Fingern, welche darüber her wa=

ren, den Zettel vom lustigen Fritz vor meinen sehenden Augen herabzureißen. Nun erhielt ich einen ziemlich starken Stoß, der mich bei Seite schob, und eine zweite Hand erschien, welche die Mauer mit einer glänzenden Feuchtigkeit bepinselte, worauf nun beide einen andern Zettel klebten, den sie streichend glätteten und befestigten. Dann verschwand die Erscheinung eben so schnell, als sie gekommen war, und ich konnte mich wieder näher drängen. Wie ward mir aber, als ich Folgendes las: „Wegen plötzlicher Erkrankung des Herrn Raimund wird heute aufgeführt: Staberl oder die Bürger in Wien." Tasso, Aline, Berggeist und Elephantenrüssel, die Meisterwerke der dramatischen wie der choregraphischen Scene verschwanden, ich bedauerte jetzt, nur die Arme und Hände und nicht den ganzen Körper jenes Engels betrachtet zu haben, durch den diese Zettelmetamorphose bewerkstelligt worden war. Ich war geneigt, ihn für einen Boten meines Schutzgeistes, wenn nicht für diesen selbst zu halten. Mein trüber Sinn war fort alles längst Hingeschwundene lebte wie-

der auf, nur Geträumtes umgab mich wirklich, ich überzeugte mich davon, daß das Leben ein Traum sey, da Traum und Wirklichkeit ganz eins und dasselbe sind, und die Träume die größere und schönere Hälfte unsers eigentlichsten Lebens ausmachen. „Hab' ich dich endlich wieder, meine Jugend!" rief ich entzückt aus und dachte mir dabei den Inbegriff alles Glücks: meinen Narren! die hübsche Frau! den grünen Rhein! den gelben Main! mich selbst, den ich auch verloren hatte! — Ich aß diesen Mittag vortrefflich und mit bestem Appetite im gold'nen Pfau in der Leopoldstadt. Ich hätte mich nicht entschließen können, diese Vorstadt an jenem Tage zu verlassen, gleichsam als ob dort ein himmlischer Zauber um mich waltete, dessen Kraft erlöschen könnte, wenn ich die Schlagbrücke passirt haben würde.

Der Abend sah mich in dem dunkeln Parterre der Leopoldstadt. Die ersten Scenen des jungen Berliner Dichters mit der Tochter des Herrn Redlich, so klar und künstlerisch sie die Exposition des Stücks bilden, erschienen mir nichtig. Ich hatte

keinen Sinn für Bäuerle's Größe; nur Staberl wollte ich haben, meinen Narren aus Prädilection! Und ein Männchen trat ein, mit preciösen Kappenstiefeln, ganz ernstem Frack und anständigem Hute in der Hand. Seine Miene war trocken, seine Haltung Achtung erregend, sein Mund weit und sein Dialekt breit. Es war ein Bewohner Wiens, wie man ihn täglich auf dem Tandelmarkte, in der Kirche, Sonntags im Würstelprater erblicken kann, ich selbst durfte nur den Arm ausstrecken, um einem solchen die Hand zu drücken, der doch noch viel ächter war, als der Mann auf dem Theater, den nichts als das geschminkte Gesicht und ein kleiner Höcker auszeichnete. Das war Staberl nicht, nicht mein rheinischer Staberl! Unglaublich! Und hier in seiner Vaterstadt so entartet. Ich warf meinen Haß auf das Leopoldstädter Theater, weil es meinen letzten Traum zerstört hatte. Ich wußte nun, daß mir meine Jugend unwiderbringlich verloren war. —

Meine Jugend sollte mir dennoch zurückkehren! — Durch einen seltsamen Zufall, den ich bei ande-

rer Gelegenheit erzählen will, kam ich nach München. Ich hatte wenig von dieser Stadt gehört, weil man damals noch wenig im übrigen Deutschland von ihr zu sprechen pflegte. Am Abende vor meiner Abreise von Wien sagten mir meine Freunde, es gebe keine Kaffeehäuser dort, und bedauerten mich, weil sie wußten, daß ich das südliche Kaffeehausleben sehr goutire. Was mir nun hiedurch an Lebensannehmlichkeit entging, sollte mir auf andere Weise reichlich ersetzt werden. Man denke: ich sollte meinen Staberl dort finden, den ächten, nicht zu verkennenden, nicht zu verläugnenden Narren, in seinem barocken Anzuge, mit der unvergleichlichen Miene, worin Dummheit und List, Gutmüthigkeit und Bosheit zu ganz gleichen Theilen den seltsamsten Contrast bildeten, mit der grotesken, hölzernen Beweglichkeit eines ächten Policinell und den lustigen Scherzen, die von seiner anstoßenden Zunge gleich einer Cascade sprudelten.

Das war er, wie er leibte und lebte. Ich erkannte ihn auf den ersten Blick wieder, und die ganze abweichende Art und Weise, wie das bei an-

dern Erscheinungen derbe und dabei etwas phlegmatische Publikum ihn aufnahm, wie es ihm entgegenlachte, wenn er kam, nachjauchzte, wenn er ging, bewies mir deutlich, daß er es war. Er war jung und derselbe geblieben, und neben ihm saß und ging die hübsch Frau, und ihr Auge war eben so getaucht in Schwärmerei, ihre Farbe war roth und weiß, nur ihr Umfang hatte unbedeutend zugenommen. Aber ich war ernster und älter geworden, das fühlte ich nun, wenn ich gleich — den Jahren nach — von allen Leuten jung genannt wurde. Doch machte es mich selig genug, daß ich meinen Staberl wieder hatte, und diese Seligkeit kämpfte auf sonderbare Weise mit meinem Aerger, daß ich älter geworden war, und nunmehr über Staberls Späße hinweg in die schönsten Augen blicken konnte, und zwar nicht nur in die Augen der hübschen Frau, sondern in die eines jungen Mädchens. Ja, mein Wesen war ernster geworden, ich hatte meine Blicke auf's Solide gerichtet, ich ließ mich von Staberl's Tollheiten umschwirren, und konnte mich dabei verlieben, und wie sich, mei-

ner damaligen Richtung nach, von selbst versteht, sehr ernst. So von Liebe und Heiterkeit umgeben, nahm mein früher trüber, dann ernster Sinn eine immer lebhaftere Färbung an; das Glück kehrte wieder und es fehlte zur Jugend nichts mehr als die Jahre.

Diese wuchsen indeß mit Riesenschritten, und des Lebens Mitte war längst vorüber, als ich mich zum zweiten Male in München befand. Es hatte ein imposantes Kleid von Stein in der Zwischenzeit um sich geschlagen, mir war es aber doch noch kenntlich. Nur einige Leute wollten von großen Veränderungen sprechen. Mein idealer Narr war zwar längst fortgezogen, um seiner Heimath zu zeigen, wie gröblich sie durch den falschen, plumpen, spießbürgerlich-materiellen Narren gefoppt worden war. Mir lag nicht viel daran. Das unbestimmte Sehnen, das sich unmittelbar an die fortziehende Jugend schließt, verschwindet nach und nach, oder wird vielmehr von reellen Interessen verdrängt. Nur seltsame, auffallende Ereignisse kön-

nen es wieder in uns hervorrufen. So ging es auch mir. —

Von München aus ist es so lockend, Italien zu besuchen. Ich konnte dem Drange nicht widerstehen. Die erste Muße und etwas überflüssiges Geld, und ich saß im Wagen. Mein erstes Ziel war Venedig. Bereits hatte ich einen genußreichen Tag dort verlebt; San Marco, der Palazzo ducale und eine lange Gondelfahrt nach dem Lido mit seinen Volksspielen hatten ihn ausgefüllt. Der zweite Morgen trieb mich an, den Thurm des Marcusplatzes zu besteigen. Eine deutsche Inschrift unter einem Regenschirm fällt mir an einem jener kleinen Laden auf, welche den Schaft des Thurmes umgeben. Ich trete näher und lese zu meiner Verwunderung die Worte: „Riedl Staberl, bürgerlicher Parapluiemacher und Stadtführer.“ Daß ich meinen Augen kaum traute, wird man sich denken können. Also keine Erdichtung, kein schönes Bild der Schöpferkraft eines Künstlers! Hier holte Bäuerle seine Begeisterung! Was aber ist Bäuerle's Staberl? Jener Staberl ist's, der mich ent-

zückte, der Narr meines Lebens, meiner Seele, mein schöner Jugendtraum, der kann im Leben nur einmal wieder gefunden werden!

Ich trat in den Laden; ein junger Mensch fragte, ob ich Regenschirme kaufen, oder die Merkwürdigkeiten der Stadt in Augenschein nehmen wollte. Ich bat mir aber vor allen Dingen Entzifferung der Inschrift aus. „Den Namen, den Sie auf dem Schilde lesen, mein Herr," fing er in gutem Italienisch an, „trug mein armer Vater. Er ist ein Wiener von Geburt und trieb neben seinem Geschäfte noch das Amt eines Cicerone mit großer Virtuosität. Allerdings hatte er gewisse Eigenheiten, die ihn bei allen Fremden, vorzüglich bei seinen Landsleuten, sehr beliebt machten." — „Und ist er gestorben?" fragte ich. — „Nein," erwiederte der Inhaber des Ladens mit einem tiefen Seufzer. — „Gottlob!" rief ich freudig aus, „so kann ich ihn sehen und sprechen! wo ist er? wo?" „In San Rocco," sagte der Andere betrübt. — Ich aber lachte: „dort mußte ich ihn ja wiederfinden! Wir Menschen sind Thoren, daß wir der Chimäre

Glück rastlos nachrennen; es ist so nahe das Glück. Einst habe ich es besessen in Frankfurt in meiner Jugend, und wie ich auch seitdem die Schauspielhäuser durchsucht, der Kunst nachgespürt, wo ich sie witterte — nichts fand ich, was mich getröstet hätte. Mein Glück schien verloren; aber Gottlob! es schien nur so; ich habe es wieder im Narrenhause von Venedig!" — Der junge Staberl ward verlegen. Er glaubte, einen Geistesverwandten seines Vaters vor sich zu sehen. Der Höflichkeit wegen mochte er mir wohl noch einige Worte sagen wollen. „Wahrscheinlich hat mein Vater Sie einmal schon in Venedig herumgeführt?" — „Keineswegs!" rief ich schnell, „und dennoch kenne ich ihn und will sogleich zu ihm, um ihn einmal wieder zu sehen, den ersehnten Freund!" — „Ich werde Sie begleiten," sprach der junge Mensch, und während er Ueberrock und Hut nahm, fragte er noch: „Ihren Namen, mein Herr?" — „Ich bin der Prinz Zerbino, der dem guten Geschmacke nachreist," rief ich in einem Anfalle von Lustigkeit. Und der junge Mensch verstummte von nun an ehrerbietig, da er

den Stand und Namen seines Gastes erfahren hatte. Wir bestiegen eine Gondel; keine Unterhaltung wurde gepflogen; wie wir aber den großen Kanal hinauffuhren, nannte mein Staberl, der Cicerone, gleichsam wie aus Gewohnheit, einige Paläste und ihre Erbauer, ich aber dachte an mein Fest im Narrenhause, und hörte die Namen: Palazzo Pesaro, Palladio, Sansovino, Tiziano, wie im Traum.

Wir hatten unsern Narren bald erreicht. Seine Umgebung jedoch hauchte den reinen Spiegel meiner Freudigkeit sehr bald an, und trübte das Glas. Um uns spreizte sich ekelhafter Wahnsinn. Gelbe, vertrocknete Weibergesichter mit schwarzrothen Augen, gleich glimmenden Kohlen, steife Haare, wie eines Pferdes, um den Kopf, in barok-phantastischen Lumpenkram gehüllt, stiegen stolz wie Pfauen auf und ab, dazwischen huschten und sprangen wild aussehende Männer, reich mit Haaren bewachsen, halb nackt hin und her, und schrien uns an mit gellender Kehle, wie Affen und Arras in einer Menagerie. Das war nicht die Narrheit, die

ich suchte. Ich griff an meinen Kopf, um mich zu überzeugen, woher sein Drehen käme, und war froh, als ich ihn noch ganz fest auf meinen Schultern sah. Es war übrigens das erste italienische Tollhaus, worin ich mich befand. Nur einmal hatte ich eine wahnsinnige Italienerin gesehen. Es war die hübsche, junge Tochter eines alten Bilder- und Solamihändlers in meiner Vaterstadt. Ich sah sie jeden Morgen, wenn ich in die Schule ging, auf der Brücke stehen, in einem feuchten Kleide, das beim stärksten Winde sie starr umhüllte und nicht flattern wollte. Sie sah beständig den Weg zum Thore hinan. Dort ging's nach dem Rhein und so weiter nach Frankreich. Ein fremder Soldat hatte ihr versprochen, sie gewiß heimzuholen, und nun stand sie jeden Tag auf der Brücke, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, und erwartete ihn. Das Kleid aber, daß sie beim Abschiede getragen, legte sie nicht mehr ab, aus Furcht, er würde sie in einem ungewohnten nicht so leicht wieder erkennen. Und nun, da bereits Jahre darüber vergangen waren, und sie immer

reinlich und geschmückt dastehen wollte, wusch sie Nachts das Kleid und zog es am Morgen wieder an, und es hatte die Farbe verloren und war hie und da zerrissen und ganz so unkenntlich geworden wie sie selber. Man erzählte, daß sie auf die Frage, wer sie sey, nichts erwiederte, als: „Ich bin Braut!“ Ich hatte es nie gehört, denn mir fehlte das Herz, sie durch eine vorwitzige Rede zu stören. Dafür aber bemerkte ich seit einiger Zeit, weil ich sie dessenungeachtet sehr aufmerksam beobachtete, daß sie nicht mehr die Straße zum Thore hinan sah, sondern über das Brückengeländer in den Strom. Dies jagte mir Angst ein, ich dachte an ein Unglück, aber Niemand wollte dasselbe glauben. Eines Morgens stand sie nicht mehr da, und wie ich Mittags aus der Schule kam, ward ein triefender Leichnam über die Brücke getragen. Dies war die einzige Italienerin, die ich toll gesehen. Sie ließ ein wehmüthiges Gefühl in mir zurück, welches jetzt in Italien wieder lebendiger in mir erwacht war; aber im venetianischen Tollhaus war nichts, das mir ihr Bild vergegenwärtigen konnte. Jenes

hübsche, gefühlvolle, liebende Wesen möchte wohl überhaupt auch unter den vernünftigen Italienern schwer anzutreffen seyn. Es war eben eine Jugenderinnerung. —

Der alte Staberl saß aber wirklich vor uns. Er erschien mir eine wichtige Person im Staate, die auf Pension gesetzt worden war, und sie nun gemächlich verzehrte. „Sie sind ein großer Diplomat, ein Sterngucker,“ hatte ihm einst ein reisender Lord, nach seinem eigenen Geständnisse im ersten Akte der „Bürger in Wien“ zugerufen, und nie ward ich mehr davon durchdrungen, wie jetzt. Wie bei Polanius, schimmerte bei aller Narrheit der feinste Hof- und Weltton hindurch, bei allem Stolze die scheinbar größte Herablassung, Nachgiebigkeit, sogar Unterwürfigkeit. Man bemerkte es sogleich, daß dieser Narr im Umgange mit Vornehmen alle Feinheit, Gewandtheit und Lebensweisheit errungen hatte, und oft mochte ich mich überreden, die Narrheit sey nur verstellt, um die Vernunft zu täuschen. Seine Phantasien beschränkten sich übrigens auf Verhandlungen mit fremden

Prinzen und großen Herren, die sich ihm naheten, um durch ihn mit Venedigs glänzender Vorzeit und ihren Denkmälern bekannt zu werden. Es war die Verklärung seines früheren Geschäfts als Cicerone, er hatte sich in die reinste Region des Seyns erhoben, und genoß das Glück eines wahrhaft Seligen.

Wie sein Sohn mich als den Prinzen Zerbino vorstellte, erhob er sich ein wenig von dem Säulenstumpfe, worauf er saß, verbeugte sich und sprach mit Würde: „Ich bitt', Ew. Gnaden, nur einen Augenblick. Es ist mir eine große Ehr', wer aber früher kommt, der mahlt zuerst. Ich muß nur gleich mit Sr. Herrlichkeit, dem Lord von Harrison, fertig werden, mit dem ich einst so glücklich war, mich auf Reisen zu befinden.“ Nun führte er ein weitläuftiges Gespräch mit der blauen Luft; denn Niemand, außer uns, befand sich in der Nähe. Er stieg in Gedanken die Riesentreppe hinan, zeigte den Fleck, wo Marino Falieri enthauptet wurde, den Saal der Bibliothek, die kleine Treppe, die zu den Bleikammern führt, endlich diese selbst. Und so eilte er von einem interessanten Punkt

zum andern. Hunderte von Namen und Jahrzahlen aufrechnend, mit bewundernswerther Kraft des Gedächtnisses. Ich stand vor ihm, ganz im Anschauen verloren. Es war derselbe Staberl, den ich einst in Frankfurt gekannt, nur gealtert, ehrwürdiger, verklärter. Und den Mann haben sie in's Tollhaus gesperrt! dachte ich bei mir selbst, und wagte diesem Gedanken keine Worte zu geben. Kann die Welt glücklich seyn, wenn man solche Narrheit daraus verbannt? Ich mochte eine seltsame Miene machen, der junge Mensch, der mich hierher geführt, näherte sich besorgt: „Mein Vater, erhitzt von dem vielen Sprechen, wird jetzt bald in wildere Tollheit übergehen, dann schlägt er um sich, und könnte leicht auch Ew. Durchlaucht beleidigen." Er zog mich beim Arme fort, indem er noch sagte: „Ach, der alte Mann war ein prächtiger Mensch voll Scherz und Laune, er erheiterte alle Welt und that Niemand etwas zu Leide. Da haben sie ihn auf's Theater gebracht, und das hat er sich zu Herzen genommen und darüber den Verstand verloren."

Nun erst wurde mir's klar, daß auch ich den Verstand verloren hatte; daß Wirklichkeit und Täuschung sich meiner Sinne bemächtigt hatten und sie wild durch einander rüttelten. Mir war es lieb, wie ich das Freie erreicht hatte, und das angenehme Schaukeln der Gondel fühlte; aber klar ward es mir nicht, wer der eigentliche Staberl gewesen: der ideale des Theaters, meine frühere Jugenderinnerung, oder der wirkliche im Tollhause zu Venedig. Die Bewegung der Gondel und das Hinstrecken auf ihr weiches Lederpolster schläferte mich ein, und mein letzter Gedanke vor dem Einschlafen war: „Jenes war der Jugendtraum von Glück, wie ihn jeder höher begabte Mensch einmal in seinem Leben hat; dieses ist das Glück der reifern Jahre.“ Erst da ich wieder erwachte, fiel es mir ein, daß ich ja zu fragen vergessen hatte, wo denn die hübsche, schwärmerische Frau hingekommen sey. Ich wollte auch dieses noch erschöpfen, um mich ganz zu überzeugen. So ruhig, als es mir nur immer möglich war, trat ich wieder in den Laden Riedl Staberls, des Parapluiemachers, am Cam-

panile des Markusplatzes. „Meine Mutter ist längst gestorben,“ antwortete der junge Mensch mit einer gewöhnlichen Trockenheit, „jedoch war sie weder hübsch noch schwärmerisch. Da sind Ew. Durchlaucht schlecht berichtet worden. Sie war eine gute Frau, die Tochter eines Krämers in Chioggia, sehr religiös und fleißig. Und auch mein Vater war damals ein ordentlicher Mann. Sie müssen sich ihn nicht so denken, wie Sie ihn gestern gesehen haben. Er trug sonst nicht die närrische Kleidung, sondern ging, wie stille, arbeitsame Bürger sich zu kleiden pflegen.“ Und nun zeigte er mir die Garderobe des Alten, und ich sah zu meinem Erstaunen den Wiener Staberl der Leopoldstadt, wie ich ihn vor Jahren gesehen, Bäuerle's Staberl, wie er ihn dem Leben geraubt und auf die Bretter verpflanzt; aber der himmlische, ideale Narr war es nicht, wie ihn mir die Kunst und das Tollhaus gezeigt, beide entflammte ein göttlicher Wahnsinn, beide thronen auf den Höhen des Lebens. „O mein Glück! mein Glück!“ seufzte ich in mich hinein, als mich die Gondel nach Mestre zu-

rücktrug, und Venedig mit allen seinen Herrlichkeiten versank hinter mir in den Lagunen des adriatischen Meeres. Ich konnte keinen Blick mehr dahin zurücksenden.

Bald lebte ich wieder einsam in München. Der Fasching rollte dort die alten Leierwalzen von Tanz, Maskerade und fader Thorheit ab, unbekümmert darum, welchen Anklang sie fänden. Der Fasching ist bereits seit einer großen Reihe von Jahren in den meisten Städten gleich langweilig, nur die Tanzlust findet ihre Rechnung dabei. Ich glaube kaum, daß unsere Urgroßväter, lebten sie noch, sich erinnern könnten, wann Masken sinnreich, ihr Gespräch witzig, die Unterhaltung auf Bällen geistreich und der Fasching überhaupt erheblich genannt werden durfte. Für unsere Zeit scheint er die Bedeutung verloren zu haben.

Es war am Faschingdienstage, als ich, um einen Freund zu besuchen, über den Platz ging, wo das Theater steht. Die Thüren waren weit geöffnet; die Cassiere saßen da, die Wache wurde sichtbar, die Billetteurs, die Zettelverkäufer; kein Zwei-

fel blieb, es wurde Comödie gespielt. Mein Gott! am hellen, lichten Mittage! Bei dem Scheine dieser freundlichen Wintersonne! Arme Schauspieler! Wenn die ganze Welt sich vernünftig sonnt, müßt ihr in den öden Katakomben eurer Kunst das abgedroschene Spiel treiben. Niemand wird euch sehen wollen, Niemand eurer Rede horchen, traurige Spaßmacher! Mit diesen Gedanken war ich in die Halle getreten, und instinktmäßig weiter in den engen Raum des Hauses.

Wie sehr aber hatte ich mich geirrt! Alle Thüren standen weit auf und selbst in den Gängen hielt sich regungslos eine neugierige Menge. Ich gewann nur mit einiger Mühe einen Standpunkt, von dem mein Auge die Bühne erreichen konnte. Zuerst erblickte ich zwei Frauen, unbedeutende Worte, die ich nur halb verstand, hin und herwerfend. Plötzlich stimmen die mir zunächst Stehenden ein enormes Gelächter an, das sich wie ein Lauffeuer verbreitet und wie der Donner einer stürzenden Lawine anwächst. Bis in die fernsten und höchsten Winkel des Saales erschallt es, und nun tritt —

ich sehe es mit freudigem Erstaunen — Staberl durch die offne Thür, so jung noch, wie ehemals, in schönen neuen Kleidern, mit ganz hübscher Miene und hell klingender Stimme. Darum hatten sich die vielen Leute versammelt; sie waren da, um den lieben Kerl, den einzigen Spaßmacher zu bewundern, den wieder ewige, göttergleiche Jugend zierte. Ich wollte mich mit ganzer Seele dem Schauspiele leihen, mich isoliren in der Menge und erproben, welchen Eindruck jetzt die Erscheinung auf mich machen würde. Das Lachen, das unaufhörlich um mich erschallte, hätte mich nicht gestört, wohl aber der ewige Refrain: „Wie fade! wie abgeschmackt! es ist nicht auszuhalten!“ Es waren junge Leute, die sich so vernehmen ließen, in demselben Alter, worin ich damals war, als ich Staberls Bekanntschaft zum ersten Male in Frankfurt gemacht hatte. Aber sie hatten nicht Unrecht; denn auch ich nahm die Farce bald für das, was sie war: eine Maskerade, für den Fasching ersonnen. Den Staberlrock hatte der Maskenverleiher hergegeben, Alles war dem ächten Staberl abgelauscht worden

aber Er war es nicht. Dies war ein nüchterner Spaß, jene Thorheit hatte ihre tiefernste Seite. Nein, ich widerspreche nicht, sie hatten Alle Recht, die während des Lachens behaupteten: „Es ist fade! nicht zum Aushalten! Abgeschmackt!" —

Und traurig schlich ich heim. Ich fühlte nun wieder tief, daß ich mein Narrenideal nie mehr im Leben wieder finden würde. Er ist nirgends mehr vorhanden, der gute phantastische Schalk, er ist alt geworden und pensionirt. Wollt ihr ihn finden, so sucht ihn in S. Rocco zu Venedig.

Ganz einsam saß ich Abends bei meiner Lampe und schrieb diese Erinnerung nieder. Draußen war Fasching; die Wagen rollten durch's offene Thor meines Wohnhauses, vor meiner Zimmerthür rauschten die schönsten Masken vorbei, und über mir wurde getanzt; denn im Hause wurde Ball gehalten. Da schlug es zwölf — die Musik verstummte. Der Aschermittwoch brach an und mich ergriff eine bangere Wehmuth. „Und warum diese Wehmuth mich ergriff?" — „Weil ich meinen Narren für ewig verloren habe!" antwortete ich laut der Stim-

me, die jene Frage tiefinnerst leise an mich richtete. Und nun blickte ich auf und sah in dem Spiegel neben mir meine alternden Gesichtszüge und mein ergrauendes Haar, und Thränen drangen aus dem Auge, wie ich zu sehen glaubte — ich mußte den Kopf wegwenden.

II.

Bayreuth.

Es gibt Punkte in meinem lieben Vaterlande, die ich mir stets nur im hellsten Sonnenscheine denken kann; ich darf — wenn mich Regen außen, und körperliche Schmerzen trübe gestimmt haben, meine Gedanken nur auf jene Punkte hinlenken, und sogleich fühl' ich mich wehmüthig erheitert. Diese Wirkung bringt Bayreuth auf mich hervor. Ich sehe es noch immer vor mir liegen, wie an jenem Tage, wo die Strahlen der untergehenden Sonne den schönen Thurm von St. Georg so herrlich beleuchteten, und die geraden Linien der regelmäßigen Stadt sich von den grünen Höhen losrissen und sich am klaren Horizonte zeichneten; das

schwarze Wettergewölk umhüllte die Bindlocher Höhe um sich in den Schluchten und Klüften der Fichtelberge zu entladen und den Staub des Weges für später kommende Reisende zu löschen.

Es war am späten Nachmittage eines schönen Maitages als eine polnische Britschka mit vier litthauischen Falben bespannt, deren weiße Mähnen den Bogen fegten, den Weg von Berneck in die Bayreuther Ebene hinabrollte. Francuszek, der Kutscher hatte zu halten, denn erst auf dem Berge vor Zittau, am vorigen Tage, waren die Reisenden nahe daran gewesen, das Leben zu verlieren. Das Gespann war litthauisch vorgelegt, was man in jener Gegend, eine Tschetworka benennt, ähnlich der Quadriga der Alten. Zwei Pferde in der Mitte und zwei in der Wildbahn an jeder Seite, mit krummgebogenem Halse, galloppirend. Es ist eine herrliche Lust, diese Gallopins so mächtig ausgreifen zu sehen, und dabei den Thieren in das kluge Feuerauge blicken zu können, das sie auf die im Wagen Sitzenden richten. Das ist ein Genuß, den

wir bei der deutschen und englischen Bespannungsart entbehren müssen.

Vor Zittau, auf dem Berge, ging eine vor uns herfahrende Troika, (drei Pferde in der Breite) durch, und nicht lange, so wurde unser frommes und sonst so gescheutes Viergespann von dem bösen Beispiel angesteckt, und lief nach. Der Kutscher verlor die Zügel und die Besinnung und wir sahen den Tod vor Augen. Eines der Seitenpferde hatte sich bereits aus den Strängen gearbeitet und sprang ganz verwildert neben dem Wagen, und so wollte es der Zufall, daß es mit den Vorderfüßen in den Zügel sprang und einen so kräftigen Ruck gab, so übermenschlich stark, daß das Gespann plötzlich wie durch einen Zauber stand. Wir benutzten den glücklichen Moment und entrannen so der Gefahr.

Obgleich der Bindlocher Weg steil genug hinabstürzt, so überließen die im Wagen Sitzenden sich dennoch sorglos den starken Fäusten Francuszek's, und dachten nicht daran nach Weg und Pferden zu

sehen. Ein eifriges Gespräch schien sie zu sehr in Anspruch genommen zu haben.

Es war ein junger Mann, im grünen Militärüberrocke, eine kleine Mütze auf die schwarzen Locken gedrückt, das scharf markirte Gesicht blühend gefärbt, und auf der Oberlippe den leichten Anflug eines Bartes. Ihm zur Seite saß ein etwas Aelterer, gleich gekleidet, das Gesicht interessant, bleich, die Augen tiefliegend, und einen Trichter zum rechten Ohr haltend. Er war harthörig auf diesem Ohr und auf dem linken taub. Der Jüngere hatte eben das zwanzigste Jahr erreicht, der Aeltere das dreißigste noch nicht überschritten. Der Gegenstand ihrer Unterhaltung war Jean Paul. Nicht befremdend in der That, da sie sich seinem Wohnorte näherten, und Beide gleich warm den Dichter verehrten.

„Ich bedauere ungemein,“ sagte der Jüngere, „um den Genuß zu kommen. Bist Du denn aber auch gewiß, lieber S*., daß es Jean Paul war?'

„Ich habe ihn selbst gesprochen und Du hast es ja dann auch später vom Wirthe selbst gehört.“

„Ja — der wußte mir aber doch nur zu sagen, daß es ein berühmter Dichter gewesen sey, der mit der Dame durchreiste. Den Namen hatte er vergessen, und sagte auf meine Frage, ob es Jean Paul gewesen, mit einer so unschuldigen Miene sein Ja, daß ich daraus wohl abnehmen konnte, er habe von diesem Heros unserer Literatur nie sprechen hören."

„Daß Du auch gerade ausgegangen seyn mußtest," nahm der Andre wieder das Wort, „und daß ihre Pferde nicht noch eine Viertelstunde länger ausblieben. Wie sehr bedauerte ich es, daß Du diese höchst interessante Bekanntschaft versäumtest, die mich der Zufall machen ließ. Du kannst dir denken wie ich die Augen aufriß und wie ich den Moment benützte recht viel mit dem Verehrten zu sprechen."

„Und nach Schlesien reiste er?" fragte der Jüngere.

„Zur Herzogin von Kurland. Er begleitete die Frau von der Recke," entgegnete Jener.

„Wie verwünsche ich meinen Unstern," rief der

Jüngere aus. „Ich freuete mich nur auf zwei Dinge, da ich die Marschroute in Warschau erhielt. Erstens auf die Bekanntschaft Jean Paul's, während des Rasttags in Bayreuth und zweitens auf den großen Rasttag in Nürnberg, der alten deutschen Stadt, der Stadt meiner Prädilection! Nun ist Jean Paul fort und statt auf Nürnberg, werden wir auf Bamberg dirigirt."

Unter solchen Gesprächen hatten die Reisenden die Stadt erreicht, wo ihr Wagen sich einer langen Reihe Anderer anschließen mußte, um die Vertheilung der Quartierbillette abzuwarten, die vom Rathhause geholt wurden. Der Jüngere der Beiden, der Niemand anders, als ich selbst war, saß traurig und nachdenkend in der Britschka zurückgelehnt, während der Andere, Hauptmann S*., fortgelaufen war, um selbst sein Billett einzutreiben. Mir war es nun ganz gleich, wo ich hingelegt wurde; da mein schöner Plan mir vereitelt war, bei Jean Paul selbst einquartirt zu werden. Es war spät am Abend, als ich mein Billet bekam, das mich in ein entlegenes Gäßchen zu einer alten

Judenfamilie brachte, deren ängstlich freundlichen Empfang, ich in meinem wachsenden Unmuthe ziemlich barsch vergalt. Ich lag auf dem Sopha, als die Thür aufgerissen wurde und S*. mit wildem Geschrei hereinsprang.

„Endlich habe ich Dich gefunden! Wo Teufel haben sie dich hingelegt. Hier kannst du nicht bleiben; das ganze Haus stinkt daß man umkommen möchte. Hier ist's ja ärger als in der schmutzigsten polnischen Stanzie. Sind wir darum nach Deutschland gezogen, um den theuern Dreck des Vaterlandes auch hier zu finden? Nein! da hab' ich's besser getroffen! Komm' zu mir, das ist ein Zimmer! und welche charmante Leute! Weißt Du bei wen ich die Ehre habe einquartirt zu seyn?"

„Mir gleich," brummte ich, „Du wirst doch nicht glauben, daß ich alle Philister in Bayreuth kennen lernen will."

„Was Philister!" schrie S*. „Bei dem Herrn Legationsrath Richter lautete mein Billet, und wenn ich auch noch nicht so glücklich war, meinen Herrn Wirth zu sehen, so hoff' ich doch diesen

Abend an seinem Tische, im Kreise seiner Familie, seine köstliche Bekanntschaft zu machen."

Ich war mit einem Male vor Zorn glühend; bald aber glaubte ich die Neckerei meines Freundes zu begreifen und sagte: „Immerhin! ergötze Dich bei der Frau Legationsräthin. So lange bleiben wir nicht hier bis Er aus Schlesien zurückgekehrt seyn wird."

„O, über den Leichtgläubigen!" lachte S*. „Jean Paul denkt nicht daran nach Schlesien zu reisen. Er ist hier und das Ganze war eine Erfindung von mir, um Dich von Deinem Gedanken abzubringen, Dich dort einquartieren zu lassen. Der mit der Frau von der Recke durch Zittau reiste, war der sentimentale Tiedge, nach dessen näherer Bekanntschaft wir Beide nicht eben geitzen."

Der Verfasser der Urania, der in dem ersten Jahrzehend des Jahrhunderts von der Jugend angebetet wurde, hatte in dem zweiten nur noch einen geringen und sehr gemäßigten Anhang. — Ich vermochte S*. nichts zu erwidern, so böse hatte mich seine Felonie gemacht.

Doch was war zu thun; er war anscheinend der Glückliche, und ich mußte mich in Geduld fassen. Aber von diesem Augenblicke war mir meine schmutzige Posada ganz unerträglich. Ich befahl meinem Bedienten die Effecten zusammenzupacken und in das beste Hotel zu gehen. Er führte mich in das Brandenburger Haus, das damals noch eines alten, anständigen Rufes genoß, den eine hübsche Wirthin frisch zu erhalten wußte. Mit S*. sprach ich nichts mehr; er lachte und ging fort.

Den Abend strich ich allein in den Straßen umher, die durch die angekommenen Truppen ein seltenes Leben zeigten. Kleine Jungen drängten sich an mich und boten sich zu Führern zu hübschen Mädchen an. Eine empörende Unsitte, die man leider in vielen deutschen Städten findet. In den schönen Häusern brannten Lichter, die Thüren standen offen, und die Nachbaren plauderten vertraulich miteinander. Ich hatte später Gelegenheit mich davon zu überzeugen, daß die Einwohner von Bayreuth, trotz aller Fehler deutscher

Kleinstädter, die auch ihnen ankleben, dennoch Geselligkeit und Gastfreundschaft in ungewöhnlichem Grade besitzen.

Ohne daß sich mir ein Abentheuer aufgedrängt hätte — ich suchte Keines — erreichte ich meinen Gasthof, um nach dem stürmischen Tage die Ruhe zu finden. —

Am andern Morgen — ich sitze gerade beim Frühstücke — tritt S*. wieder zur Thür herein. Der Mensch war mir so widerwärtig geworden, daß ich mich zusammennehmen mußte, ihm nicht unhöflich zu begegnen. Ich erwartete wieder Ausbrüche der Lustigkeit zu vernehmen, oder etwa eine Ausmalung des gestrigen Soupers bei Jean Paul mit gesättigtem Pinsel. Wie sehr überraschte es mich aber, als er ganz kleinlaut anfing eine Jeremiade anzustimmen. Er war keineswegs der willkommene Gast im Hause des Dichters, wie er sich geschmeichelt hatte; und jeder Andre von feinerm Zartgefühl, würde ohne Weiteres auf und davon gezogen seyn. Dann hätte er aber nichts von Jean Paul's Häuslichkeit berichten können,

und S*. war keineswegs der Mann, der eine für gut erklärte Priese so leicht aufgab.

Jean Paul hatte starke Einwendungen gegen die Aufnahme der Einquartirung gemacht. Er habe nicht nöthig Offiziere zu bewirthen, hatte er gesagt, und für die Gemeinen war ein Uebereinkommen mit einem Bierwirthe in der Nachbarschaft getroffen. Er lief selbst zur Municipalität um sich den unwillkommenen Gast vom Halse zu schaffen, und kam mißmuthig nach Hause, als es ihm nicht geglückt war. Man kann sich denken, daß S*. nicht zu Tische gezogen wurde, sondern auf seinem Zimmer essen mußte, eben so, daß er seinen berühmten Wirth weder zu sehen noch zu sprechen bekam.

„Das schreckt mich jedoch gar nicht ab," rief S*., „ich werde dennoch den ungeschlachten Menschen zahm machen! Und auch Du sollst ihn kennen lernen. Ich habe mir vorgenommen ihn diesen Nachmittag zu einer Fahrt nach der Eremitage einzuladen; das schlägt er nicht aus und du begleitest uns."

Obgleich ich nicht so fest daran glaubte daß Jean Paul die Einladung annehmen würde, so begab ich mich doch zur bestimmten Stunde in sein Haus in der Friedrichsstraße. Indem ich in das Zimmer trat, welches mein Freund bewohnte, fiel mir ein großes Bild auf, das einen starken Mann mit gefärbtem Gesichte und dunkeln Haaren darstellte. Es war des Dichters wohlgetroffenes Porträt, das mir um so mehr auffiel, als ich, nach dem schlechten Kupferstiche vor seinem Hesperus, mir ihn ganz anders gedacht hatte.

S*. lief fort um Jean Paul zu holen, der noch immer nicht seine Einwilligung gegeben hatte; bald aber kam er mit einem traurigen Gesichte zurück. Ein russischer Fürst hatte sich bei ihm melden lassen, und es war ihm daher unmöglich — wie er vorgab — mit uns zu fahren.

Ich setzte mich übelgelaunt in den bereitstehenden Wagen und ließ es nicht fehlen, meinen Nebenmann über seine Hinterlist, die ihm so schlechte Früchte getragen, weidlich zu necken.

Die Tugend sollte indeß bald ihren Lohn fin-

den. Mich erwartete in der Eremitage ein Glück, von dem ich jetzt noch keine Ahnung hatte.

Diese Eremitage ist ein Lustschloß der vormaligen Markgrafen und im damaligen Geschmacke mit vieler Pracht ausgeführt. Die Gegend ist entzückend, schöne alte Bäume, Wasserkünste, ein guter Gasthof; die Einwohner strömten in Schaaren aus der Stadt, um sich hier ihres Lebens recht zu freuen.

Wir setzten uns unfern einer großen Damengesellschaft, und obgleich die Hitze drückend war, ließen wir uns, nach nordischer Sitte, heißen Punsch bringen, und blickten und horchten nach den Damen hinüber, unter denen Einige uns bedeutend anzogen.

Während jedoch diese Anziehenden ruhig und still da saßen und Kaffe schlürften oder die Nadeln und den Faden bewegten, mühete sich eine großgewachsene Frau ab, die Gesellschaft auf das Lauteste zu unterhalten.

Sie war in ein langes wollenes Gewand von himmelblauer Farbe gekleidet, das mit gelben Zacken von Atlas besetzt war, und trug auf dem Ko-

pfe einen großen Scheibenhut, gleichfalls blau und gelb, ähnlich dem der Johanna von Arragonien in dem bekannten Gemälde von Raphael, jedoch mit dem Unterschiede, daß lange, weiße Straußenfedern davon herniederweheten. An der Brust steckte ein weiß emaillirtes ziemlich großes Schild, an gelber Schleife, wie ein Ordenszeichen. So trugen sich damals deutsche Frauen; man nannte es „mittelalterlich.“

Diese mittelalterliche Gestalt war aber die Wittwe des alten Amtmanns in Altengleichen, Johann Gottfried Bürgers, Frau Elisa; sehr verrufen in deutschen Gauen, ob schnöder Schmach und Untreue, die sie ihrem Eheherrn zugefügt, und eines vagabundirenden Lebenswandels wegen, so sie führte, als öffentliche Schönrednerin und Schaustellerin, wie auch Komödiantin, wo eine Bühne und die Anwesenheit einer Truppe ihr die Ausübung dieser Kunst gestatteten.

Jetzt wo ich diese Schilderung entwerfe, und das traurige Schicksal dieser Frau mir wieder auftaucht in meinem Gedächtnisse, kann ich mich nicht

enthalten, einige Worte einzuschalten, die darauf Bezug haben. —

Nie hat ein gemeines, kleinliches Geklatsche einen Menschen so unglücklich gemacht, als gerade das, was von dem alten Bürger ausging über seine ehelichen Verhältnisse, und von seinen Freunden in alle Winde vertragen wurde. Wie viele Untreue wird bei Tage und Nacht verübt, ohne daß man durch ihre Enthüllung es für gut findet, sich selbst an den Pranger zu stellen. Der alte Bürger fand dies für gut und es gab sogar Leute die den grämlichen Greis deshalb bedauerten. Aus Eitelkeit freit er ein munteres, frisches Mädchen, das er nie gesehen, blos weil es vorgibt, sich in seine Dichtungen verliebt zu haben, und reißt seine „Einzige,“ der er das hohe Lied gesungen, aus seinem Herzen und eine Andere noch, deren Namen mir entfallen. Ich glaube sie hieß Molly. Das frische Mädchen kommt aus dem heitern, freundlichen Schwaben nach dem steifen, kalten Göttingen, der langweiligsten Stadt Deutschlands für alle Leute, welche die Bibliothek nicht benützen

können oder wollen. Die junge, hübsche Frau Professorin, mit den Feueraugen, dem junonischen Körperbau, und der süddeutschen Anmuth der Rede, macht Aufsehen und die jungen Leute drängen sich hinzu ihr den Hof zu machen. Der Herr Professor ist damit einverstanden bis zu einem gewissen Punkt, und es ist ihm lieb, durch solche Aufmerksamkeiten der Pflicht überhoben zu seyn, die junge Frau am Arm zu führen und zu unterhalten, und der Pfeife und andern gewohnten Ergötzlichkeiten dafür treu bleiben zu können. Indeß muß er doch zu Zeiten sich aus der Ruhe reißen, um ihr ein Vergnügen zu machen. Er muß im Winter ein Paar Bälle besuchen; und während er im Rauchzimmer beim Gläschen schmauchend sitzt, wird der Frau erlaubt ein Tänzchen mit den Herren Studirenden zu versuchen. Die arme Frau, sie tanzt noch so gern, und an Aufforderungen fehlt es nicht, allein der grämliche Herr hatte nur einen Tanz zugestanden und sie fürchtet seine üble Laune. Submiß drängt sie sich daher zu seinem Sitze, von einem ganzen Schwarme eifriger An-

beter gefolgt. Diese bestürmen den alten Professor und er willigt endlich ein, seine Frau noch ein Tänzchen mitmachen zu lassen. Schon ertönen Geigen und Pfeifen und die Paare hüpfen in den Saal; mit mißgönnendem Blicke sieht der alte Hypochonder den Glücklichen nach; die Pfeife schmeckt ihm plötzlich nicht mehr, er steht unruhig auf und schleicht fort um den Tanz zu belauschen. Da sieht er sie hinschweben; ihre Blicke ruhen glühend auf einander; ihre Arme umschlingen sich fest; Brust ist an Brust geschmiegt; ihr Athem begegnet sich, vermischt sich — auch das sind Küsse — Küsse vor Aller Welt Augen gegeben — seine Ehre ist gekränkt — das hat er nicht erlaubt; er schnaubt Rache und verflucht seine Ohnmacht; Gott weiß was ihm Alles durch den Sinn fährt; aber rächen kann er sich doch, er kann zanken, kann seiner armen Frau das Leben sauer machen und das will er. Er schleicht nach Hause, während der tosende, wilde, lustige Tanz fortdauert. Der alte, mürrische Mann liegt schon lange, die Schlafmütze über die Nase gezogen, im Bette, als die Tänzerpaare

sich lösen und der Student die Professorin zum Sitze führt. Aber so ermüdet sie ist, so läßt es ihr keine Ruhe, sie eilt in's Rauchzimmer, wo sie ihren Alten zu finden wähnt um an seiner kalten Hand in das kältere Ehebette zu wandeln. Aber o Himmel! welch ein Schrecken bemeistert sich ihrer! sie findet ihn nirgend. Er sey schon lange nach Hause gegangen, der Herr Professor Bürger, antworten ihr mit höhnischem Lächeln die herumsitzenden Philister. In Schweiß gebadet, eilt sie ihm nach; sie schellt ein=, zweimal mit klappernden Zähnen; sie schellt lange; schon klirrt hie und da ein Fenster der Nachbarschaft, das neugierig geöffnet wird; nur in ihrem Hause scheint Alles vom Todesschlaf beseelt. Endlich vernimmt sie das Klaffen des Mopses, andere Hunde werden wach, es entsteht ein furchtbarer Lärm. Nun erst wird das Fenster über ihrem Kopf geöffnet und das zürnende Antlitz des Herrn Professors in der Nachtmütze wird oben sichtbar. Schnarrend und brummig fragt er: „was es unten gebe?" Und erst nachdem sie sich genannt und demüthig um Verzeihung gebeten, wird ge=

öffnet und sie mit einem derben Verweise eingelassen.

Am andern Tage war das Geschichtchen für die Stadt fertig.

Diese Begegnung kehrte öfter wieder und das bitter getäuschte Weib, das in dem Sänger feuriger Lieder, auch einen feurigen Mann vermuthet hatte, denkt plötzlich an Rettung aus diesen Sclavenfesseln und den Thränen, Tag und Nacht vergossen, folgen ruhigere Betrachtungen über ihre Lage und besonnene Blicke auf ihre Umgebung. Hier war von keiner Verführung, von keinem Ausbruche roher Sinnlichkeit die Rede; der zärtliche, zuvorkommende, aufmerksame Jüngling, der sich der armen, gekränkten, gemißhandelten Frau annahm, wurde erhört und eine Ehe gebrochen, die nie hätte zusammengefügt werden sollen. — Und welch ein gemeines Geschrei nun darüber erhoben wurde, und wie alte und junge Philister nun zusammenstanden, den belachenswerthen Alten zu beklagen und eine junge, schöne, unglückliche Frau mit Schmach und Schande zu verfolgen, die sie

ihr ganzes Leben hindurch verfolgten, und von Klippe zu Klippe schleuderten, bis sie im hohen Alter, erblindet, an allem Mangel leidend, von spärlichen Almosen ihre Tage fristend, in Frankfurt starb. Die Geschichte dieser Frau ist ein Denkmal der Rohheit in Deutschland, das mehr als alles Andere die Erörterung der großen Frage: „über die Emancipation der Frauen" zu beschleunigen heißt.

Wie viele der Schönsten seufzen in geheimen Ketten gewissenloser Tyrannen, die um einige Tropfen Milch mehr oder weniger in ihrer Tasse Kaffee, um ein weiches oder hartes Rindfleisch tagelang schmollen; die nie fragen: was gefällt Dir? was beliebt Dir? sondern als unverbrüchliches Gesetz ihren Willen dictiren; wie Viele dieser armen Geschöpfe dulden im Stillen, und zeigen der Gesellschaft ihre holdlächelnden Züge, und kämpfen und ringen mit der Tugend, und bleiben treu ihren Peinigern. Wahrlich diese Beklagenswerthen verdienen ein besseres Loos; man reiße sie endlich aus dem barbarischen Zwang, der sie umgürtet und

gebe diesen edlen Geschöpfen ihre natürlichen Rechte wieder. — Von aller Heuchelei, von aller Lüge, von allem Hohn, womit unsere heutige Gesellschaft so überschwänglich reich gesegnet ist, sind mir keine widerlicher als die Ausdrücke von sogenannter Minne und Galanterie, womit man sich in gewissen Theilen Deutschlands so viel weiß. Kaltes, herzloses Zeremoniell, steife Convenienz, um die Zuchtruthe und Kette zu verdecken, bis die Begierden gestillt sind. Was wissen die meisten Männer von Heute von der Achtung, die sie ihren Frauen schuldig sind; und sie sollten von Minne und Galanterie einen Begriff haben? Das ist eine Dummheit wie so viele Andre; ein Wortprunk, nichts weiter, wobei sich jeder denken kann was er will, wobei sich aber die Meisten nichts denken.

Arme Elisa Bürger! Du hast mir nicht das geringste Mitleid entlockt, als ich Dich kennen lernte im altdeutschen Kleide und Körner'sche Verse recitiren und eigene schlechtere machen sah; Du hast mich gelangweilt und wurdest mir zuwider als ich Dich mit schlechtem Komödiantengesindel umherzie-

hen und plastisch=mimische Darstellungen geben sah; Glaube, Liebe, Hoffnung, von Dir dargestellt, sahen alle drei wie Furien aus; aber ich hätte Thränen für Dich gehabt in Deiner armen Jugend, und konnte um Dich klagen, da ich Dein elendes Alter erfuhr, daß diese Jugend Dir bereitet hatte! —

Man kann aber dem alten Bürger Unrecht geben und dennoch seine Lenore hoch halten; dies ist mein Fall. —

— Wir sitzen wieder unter den grünen, hohen Bäumen der Eremitage, beim Punsch, und hören wie die Bürger mit Pathos declamirt. Ich muß jedoch sagen, daß ich mehr Auge als Ohr war, denn in dem Damenkreise zeigten sich Einige, die die Aufmerksamkeit eines zwanzigjährigen jungen Menschen in hohem Grade verdienten. Unsere grünen Röcke und das ungewöhnliche Erfrischungsmittel, das wir hier unter Bier und Kaffee einnahmen, erregte auch Jenseits Aufmerksamkeit, und man sandte uns einladende Blicke herüber, die wir bald verstanden. Ich saß, ehe ich selbst recht wußte,

wie ich so schnell hingekommen war, bei einer jungen, schönen Frau, die wohl einige Jahre älter als ich seyn mochte. Sie war erfreut, mich nicht ganz so wild zu finden, wie sie sich die Kinder des Nordens gedacht hatte, und daß ich deutsch sprach, erhöhete ihre Freude um ein Bedeutendes. Sie befragte mich über meine Reise, und als ich ihr von einer Freundin zu erzählen wußte, bei welcher ich in Dresden einquartirt gewesen, so war sie untröstlich darüber, daß diese mich nicht an sie empfohlen. Ich erinnerte sie daran, daß der Zufall nun ja doch diesen Fehler gut gemacht habe, und sie gab sich endlich zufrieden pries den Zufall und fing von der italienischen Schule in der Dresdener Gallerie an. Sie wollte Urtheile über die Carracci's von mir hören, sie sprach oon Raphael, Mengs Amor und von den Pastellen der Rosalba Carriera; ich sah ihr gern zu, wenn sie sprach und überhörte dabei, was sie sagte, wodurch ich manchmal in große Verlegenheit gerieth. Dies schob sie zwar auf meine Unkenntniß des Deutschen, aber sie konnte sich dennoch nicht enthalten, mir über mein

Deutsch einige Artigkeiten zu sagen, das ich für einen Ausländer zum Verwundern gut sprechen sollte. Es beschämte mich einigermaßen ihr gestehen zu müssen, daß ich von Geburt ein Preuße sey, und daß die Eigenschaften, die mich ihr als Ausländer erscheinen ließen, lediglich meinem Vaterlande zu Gute kämen, dem ich in der That, außer einigen angeborenen Sprachfehlern, nichts auf der Welt zu verdanken habe.

Wir waren so vertieft, daß wir weder auf die Declamation der Bürger, noch auf die Conversation der Andern hörten; aber es fing an dunkel zu werden, und das merkte ich, denn ich konnte nicht so deutlich mehr die lieblichen Züge meiner neuen Bekanntschaft erkennen. Ich bedauerte daß wir uns so bald schon trennen sollten. Sie neigte sich zu mir und sagte: „Wenn Sie bei mir soupiren wollen, so wird es mir angenehm seyn; die Bürger und ihre Begleiterin sind von der Partie.“ Ich darf nicht erst versichern, daß ich die Einladung annahm, und mit welch triumphirender Mine ich S*. sagte, daß ich nicht mit ihm heimfahren

könne, weil ich eingeladen sey! Meine liebliche Freundin gab den Befehl anzuspannen, ich setzte mich zu den drei Damen, und wir fuhren in langer Reihe nach der Stadt zurück; S*. allein in seinem Wagen machte eine trübselige Figur. „Er möge sich bei Jean Paul schadlos halten!“ sagte ich zu mir selbst.

Vor einem schönen Hause wurde gehalten; wir traten in reich möblirte Zimmer; die Fenster standen geöffnet; Blumenduft überall verbreitet. Die geschmackvolle Eleganz, die mir hier entgegentrat, ließ mir keinen Zweifel über den Rang, den meine neue Bekanntschaft in der Gesellschaft einnahm, deren Namen ich jedoch noch nicht wußte.

Nicht ohne einige Aengstlichkeit hatte ich vernommen, daß die Bürger zugegen seyn würde, weil ich vermuthete, hier ihren Declamationen nicht entgehen zu können; aber ein besserer Stern waltete über mir; der Flügel war geöffnet und unsere graziöse Wirthin setzte sich daran und begleitete sich zu Göthe'schen Liedern, die sie meisterhaft vortrug. Der gefühlvolle Ausdruck dieser herrlichen Stimme

ist mir stets gegenwärtig geblieben. Sie sang eben Clärchens Lied von Beethoven, als die Thür aufgerissen wurde und zwei russische Offiziere hereinstürzten und sich vor der Sängerin auf die Knie warfen. Ich wunderte mich anfänglich über diese Bekanntschaft, allein der ängstliche Schrei der Dame, ihr Aufspringen und die Entschuldigungen, welche nun die Exaltirten auf Französisch hervorstotterten, zeigten mir bald, daß sie diesem Hause ganz fremd, im Vorübergehen von dem Gesange angezogen, auf solche Weise ihrer Bewunderung Luft hätten machen wollen.

Es war eine tolle Zeit, von der man in dieser ruhigen, schläfrigen, ernsten sich gar keinen Begriff machen kann. Die beiden Russen standen bei dem Jägerpiquet, welches im Gefolge des Hauptquartiers war, rohe Natursöhne vom Dnieper, und huldigten hier am Fuße des Fichtelberges einer schönen Sängerin. Da war nichts übel zu nehmen; man bat sie zu bleiben; man spielte ihnen vor nach Herzenslust; ein russisches Rondo von Himmel, das sie entzückte; dann gingen sie mit

vielen Höflichkeiten, bescheidener als sie eingedrungen waren. Man lud sie aber auch dafür auf den andern Tag ein. —

So waren die Freuden von 1815. — Ich durfte länger bleiben. — Sie befragte mich über meinen Aufenthalt in Bayreuth und was ich schon für Bekanntschaften gemacht. Da fiel mir Jean Paul ein, zum ersten Mal an diesem Abende, vermuthlich weil ich weniger humoristisch als lyrisch gestimmt war. Sie sagte mir, daß sie Jean Paul oftmals bei sich sehe, und daß sie die Einzige sey, die sich über seine Eigenheiten, welche den Convenienzen der Bayreuther Gesellschaft entgegenliefen, hinwegsetzte. Sie wollte ihn für den nächsten Abend zum Thee laden; „Oder noch besser," setzte sie hinzu, „wir machen Morgen Nachmittag eine Fahrt nach Fantaisie, dort ist er gern, und schlägt uns die Einladung sicher nicht ab."

Ich wurde entlassen, mit der Bitte, mich andern Tages um zwei Uhr einzustellen. Die Bürger und ihre Begleiterin fielen mir noch als Last zu; ich hatte sie in den Anker zu führen, wo sie

wohnten. Beim Abschiede wurde ich auch hier eingeladen mich am Vormittage einzustellen. Ich nahm dankbar diese Einladungen an und versprach zu kommen.

Ganz berauscht ging ich nach Hause! Bekanntschaften die Hülle und Fülle, und welche schöne Perspective! „Ach, mein guter S*.!" rief ich aus, „das hättest Du nicht gedacht. Nun bin ich der Hahn im Korbe. Der arme Schächer wird wohl wieder auf seinem Zimmer haben speisen müssen, und hat wahrscheinlich Jean Paul noch nicht einmal gesehen!"

Am andern Morgen konnte ich im Vorbeigehen es nicht unterlassen, S*. von meinem Glücke in Kenntniß zu setzen; er war noch immer in seiner Bekanntschaft nicht weiter gekommen, ehe ich ihn aber verließ, kam das Mädchen und verkündete mit feierlichem Tone: „der Herr Legationsrath und die Frau Legationsräthin ließen sich zu heute Mittag die Ehre ausbitten." — Also doch eine Spur von Gastfreundschaft. Dies war mir um Jean Paul's willen lieb.

Ich fehlte nicht zur bestimmten Stunde in dem eleganten Hause meiner neuen Freundin. Zwei Wagen standen vor der Thür und mehr Damen, als darin füglich Platz hatten, saßen im Zimmer, bereit fortzufahren. Jean Paul hatte sich entschuldigen lassen, statt dessen aber für den Abend bestimmt zugesagt. An seiner Statt war seine liebenswürdige Gattin erschienen, und mir war in jenem Augenblicke so lebhaft die Stelle aus den Flegeljahren im Sinne, wo er von dem Interesse spricht, daß wir an den Geliebtinnen und Frauen großer und berühmter Männer nehmen, daß ich doppelt das Glück empfand, die Seinige kennen zu lernen.

Fantaisie ist eine etwas verwilderte Schönheit des vorigen Jahrhunderts; nichts desto weniger aber ein reizender Aufenhalt. Bedeckte Laubengänge, Terassen, Treibhäuser, geschorene Hecken, Pavillons — lauter bekannte Dinge! Aber ein Thal liegt daneben, oder vielmehr ein Grund, voll seltsam geformter Steine, und das giebt der Gegend etwas Eigenthümliches. Ein grotesker Stein

in der Mitte, der früher der Katzenstein hieß, wurde jetzt von den Damen „Jean Paul Stein" benannt und sie sagten mir, daß er hier vor einiger Zeit Morgens zu liegen pflegte um zu dichten. Sie pflückten einige Epheublättchen und steckten sie in die Sträuße, die Aller Hände zierten und die sie für ihn, den großen Blumenfreund, bestimmt hatten. So hübsch es in Fantaisie war und so liebenswürdig die Unterhaltung der Damen, so sehr sehnte ich mich doch noch Hause zu fahren. Die Andern waren nicht meiner Meinung; der Abend war zu schön und recht zur Schwärmerei gemacht; man blieb bis die Sonne untergegangen war.

Wie wir in die Gesellschaftszimmer traten, kam uns ein dicker Mann freundlich entgegen, der schon auf uns gewartet zu haben schien. Alle Damen hüpften auf ihn zu und präsentirten ihm ihre mächtigen Blumensträuße, die er sich lächelnd an die Brust mit vielen Nadeln befestigen ließ.

Jean Paul war nicht eben elegant gekleidet, aber in seinem Anzuge lag dennoch der Ausdruck einer kleinstädtischen Zierlichkeit. So trug er z. B. eine

weißgestrickte Weste, die natürlich ganz formlos war, an derem Rande sich eine Guirlande aus grünen Korallen hinschlängelte. Der Hals war offen; der Rock abgetragen und sehr kurz, welches jetzt nicht auffallen würde, damals aber gegen die herrschende Mode sehr kontrastirte. Ich trug einen sehr eng anliegenden Ueberrock, auf den ich treten konnte, und oftmals, im schnellen Gehen begriffen, darüber stolperte.

Man setzte sich zum Thee; man musizirte; die Bürger declamirte. Jean Paul, mit dem ich eben im Gespräch begriffen war, zog mich in ein Nebenzimmer, um die Leute nicht in ihrer Andacht zu stören, wie er sagte, in der That aber, weil er kein Freund von dergleichen Declamatorien war. Hier hingen schöne italienische Landschaften an den Wänden, nach der Natur gezeichnet. Die boromäischen Inseln, die Ufer des Lago maggiore, die in seinem Titan eine so bedeutende Rolle spielen. „Sind meine Schilderungen nicht treu?" fragte er mich, „trag' ich meine Leser nicht gleichsam auf den Armen umher, und zeig' ihnen Alles deutlich?"

„Nicht allen Lesern gleich,“ bemerkte ich. „Nun ja,“ erwiederte er, „ich gesteh' es, so wie die Leser sich ihren Autor wählen, so halte ich es auch für billig, daß die Autoren sich ihre Leser wählen dürfen.“

Man nahm es mir übel, daß ich ihn der Gesellschaft entzog; die Wirthin selbst kam zu uns, um uns in den Salon zu führen. In demselben Augenblick war einer von den Zuhörern bei Anhörung eines Gedichts der Bürger, in süßem Selbstvergessen auf dem parkettirten Boden ausgerutscht und der Länge nach hingefallen. Jean Paul war ziemlich einsylbig geworden; man bat ihn sich zum Flügel zu setzen. „Er phantasirt himmlisch',“ sagte mir die Dame des Hauses, „nur wird es leider oft zu lang. Er kann nicht aufhören, wenn er in's Feuer kommt.“

Er setzte sich nach einigen Umständen und präludirte.

„Lieben Sie das Lied: Name nenne dich nicht — das in ganz Deutschland als Ihr Lieblingslied bekannt ist?“ fragte ihn Jemand.

„Lieblingslied?“ sagte er, „wer hat ein Lieblingslied? Das kann nur der Schweizer von seinem Kuhreihen sagen. Ich habe indeß das Lied gern, das ist wahr, ich weiß aber nicht wie es zu jenem Namen gekommen ist.“

Er fing zu spielen an; kühne Griffe, mächtige Accorde! Man stand lauschend umher; nicht Einer war in der Gesellschaft, der nicht die innigste Verehrung, die reinste Bewunderung vor dem Manne hegte. Sein Spiel machte daher den tiefsten Eindruck.

Man hat schon oftmals auf die Aehnlichkeit Beethovens und Jean Pauls hingewiesen; ich habe sie Beide gekannt und gefunden, daß sie selbst bis auf ihr Aeußeres sich erstreckte. Beethoven war etwas kleiner, aber auf den ersten Anblick dieselbe kräftige Natur, dieselbe Nachläßigkeit in der äußern Erscheinung, dieselbe Gutmüthigkeit, dasselbe einfache, herzliche Wesen. Nehmen wir ihre Werke, so finden wir in Beiden dieselbe Tiefe, dieselbe scharfe Charakteristik, dieselbe ausführliche Malerei, die Schilderung ruhiger Gemüthszustände, und

das plötzliche Aufstürmen zur höchsten Leidenschaft; manchmal Gedanken, die der plattesten Wirklichkeit entnommen zu seyn scheinen, neben dem höchsten Schwunge zur Erhabenheit. Ich getraue mir in Beethovens Symphonien den Sonntag des schwedischen Landpfarrers, den Traum eines Unglücklichen, den Brief der Natalia Aquiliana und die herrlichsten Stellen im Titan nachzuweisen.

In Jean Paul's musikalischen Phantasien wurde seine Verwandtschaft mit Beethoven aber erst recht deutlich.

Nach beendigtem Spiel wollte er Thee; aber der Thee war längst fortgetragen und die Bedienten brachten ihm andere Erfrischungen. Er bestand aber auf Thee und begehrte ihn so laut im Vorzimmer, daß die Dame des Hauses ängstlich aufsprang um nach der Ursache des Lärms sich zu erkundigen, und wie natürlich sogleich Thee zu bringen befahl.

Leider ist es nur zu wahr, daß er im Eifer des Gesprächs dann diesen Thee so stark mit Rum zu versetzen pflegte, daß er am Ende reinen Rum

trank und so für die Gesellschaft fast untauglich wurde. Dies war die Ursache, daß er von vielen Bayreuther Gesellschaften, welche die Gegenwart des herrlichen Mannes, mit dieser Unannehmlichkeit nicht erkaufen wollten, ausgeschlossen blieb.

Man trennte sich. Ich begleitete Jean Paul bis zu seiner Wohnung. Meine Seligkeit läßt sich nicht beschreiben. Noch vor wenigen Monaten betete ich ihn aus weiter Ferne an, und nun durfte ich an seiner Seite schreiten. Es kam mir wie ein Traum vor. Der Himmel war gestirnt; er sprach Einiges über Astronomie; es war seine Lieblingswissenschaft. An der Thür lud er mich ein, ihn zu besuchen. Ich blieb so lange bei ihm stehen, bis von innen geöffnet ward und sein alter Spitz, der wohlbekannte „Spizius Hofmann" an ihm wedelnd aufsprang. —

Der Marsch nach Frankreich verhinderte mich von Jean Pauls Einladung Gebrauch zu machen. Am andern Morgen waren wir schon auf dem Wege nach Bamberg. Zu meinem Glücke wurde hier ein längerer Rasttag gemacht.

Sogleich setzte ich mich mit meinen Bayreuther Freunden in Rapport, und eine Parthie nach den Muggendorfer Tropfsteinhöhlen wurde beschlossen, an welcher Jean Paul auch Antheil zu nehmen versprach.

Dies war die anmuthigste Reise, die ich in meinem Leben gemacht habe. Es fehlte weder an Scherzen noch an Intriguen und andern geselligen Würzen. Schöne Damen von fern und nah hatten sich angeschlossen, aber keine Einzige war von ihrem Manne beglückt, dafür aber fehlte es nicht an heimlichen und öffentlichen Courmachern und ein ganzer Troß fremden Militärs umschwärmte die bunte Karavane.

Ich hatte aus Frankreich mit meiner Freundin in Bayreuth einige Briefe gewechselt. Mit Sehnsucht erwartete ich den Augenblick sie wieder zu sehen. Sie hatte mir ein **Rendez-vous** auf dem Rheine gegeben. Allein den Frühling fand ich an dem Rheine, nicht sie. Ihr nächster Brief mel-

dete mir, daß sie durch Krankheit abgehalten worden wäre.

Ich und mein Reisegefährte, der Baron P. v. R. langten endlich an einem freundlichen Sonntage in dem goldenen Anker in Bayreuth an. Ich schickte sogleich den Lohnbedienten mit einem Billete zur Freundin, um sie von meiner Ankunft zu benachrichtigen.

„Kommen Sie heut Abend," lautete die Antwort, „und ist Ihr Begleiter von den gesitteten Russen Einer, der Vergnügen in unsrer Gesellschaft findet, so bringen Sie Ihn mit."

Ich fand einen ausgewählten Kreis bei ihr; einige schöne Frauen, den Grafen Drouet-d'Erlon, der damals in seiner Verbannung, unter dem Namen „Baron Schmidt" in Bayreuth lebte, den Herrn von Osmund, einen Freund Jean Pauls, der unter dem Namen „Emanuel" in seinen Schriften vorkommt, u. s. w. Nachdem die Gesellschaft sich entfernt hatte, mußte ich noch zurückbleiben, um meine Krieges- und Reiseabenteuer zu berichten. Nachdem Alles mit großem Interesse ange-

hört worden war, und ich mich entfernen wollte, wurde geschellt, und ein Bedienter erschien mit Kerzen, um mich nach meinem Zimmer zu geleiten. Meine Sachen waren bereits aus dem Gasthofe hieher gebracht worden, und die liebenswürdige Frau erklärte, daß ich nun ihr Gast wäre, und es mir recht lange in ihrem Hause gefallen lassen möchte.

Am andern Morgen hatte sie einen Damenkreis im Hofgarten versammelt, dem ich einige Scenen eines Trauerspiels vorlas, das ich dichtete. Es war noch sehr früh, und der Morgen köstlich. In der Ferne sahen wir Jean Paul, eine Tasche von Leder auf dem Rücken, einen Knotenstock in der Hand und seinen Hund neben sich, seinen gewöhnlichen Morgenspaziergang machen. Er pflegte dies jeden Tag zu thun, selbst im Winter, wo er sich Bretter auf den Schnee legen ließ; weil er am besten im Freien arbeitete. Ich würde aufgesprungen und ihm nachgelaufen seyn, aber man sagte mir, daß er sich nicht gern in seinen Betrachtungen stören ließ.

Nachmittags besuchte ich ihn. Er hatte einen

sonderbar hüpfenden Gang, und der dicke, große Mann, in einem ziemlich saloppen Negligé, machte eine originelle Figur, in dem kleinen, niedrigen Schreibzimmer. Vor dem Sopha stand der Schreibtisch, und queer daneben ein Schrank mit Abtheilungen, die mit Buchstaben bezeichnet waren, worin er seine Excerpte hatte. Ich hätte gewünscht in diesem Reichthume stöbern zu dürfen. Neben ihm auf dem Sopha lag der Spitz, der an einigen fetten Theilen des Schlafrocks leckte. Auf dem Tische, bei aufgeschlagenen Büchern und Papier lagen Pfropfen, an denen noch Harz und Pech klebte und die leicht errathen ließen, welche Gattung von Flüssigkeit sie einst verschlossen hatten.

„Sie finden mich nicht in der besten Laune," fing er an, „denn ich habe in jeder Woche meine drei Passionstage. Der Eine, wo meine Zimmer gescheuert werden, der Zweite wo sie meine Kleider ausklopfen und der Dritte wo mein Barbier kommt. Heut ist nun Alles zugleich über mich hereingebrochen und Sie können wohl denken, wie mich das in Unruhe versetzt."

Trotz dieser häuslichen Leiden fand ich ihn jedoch gesprächig und heiter. Er war so freundlich, mich um mein Trauerspiel zu bitten, und versprach mir darüber seine Meinung zu sagen.

Es war ein seltsames Mißverhältniß zwischen Jean Paul und seinen Mitbürgern, die zum größten Theile keine Ahnung von seiner Bedeutung hatten. „Alles Todte lebt hier," sagte er zu mir in Bezug auf Bayreuths herrliche Natur, „aber Alles Lebende ist hier todt," setzte er dann seufzend hinzu.

Er durchstrich gewöhnlich einsam die Gegend, stieg aber nur selten auf die Berge. „Die Menschen steigen hinauf, um das zu suchen, was sie eben verlassen: die Ebene!" pflegte er zu sagen, „und so wünschen sie gar oft wieder ihre Wünsche zurück."

Seine liebenswürdige, geistreiche Frau schätzte er sehr. „Sie hat mehr Verstand als ich," sagte er mir einmal. Seine älteste Tochter, ein kleines Mädchen, fand ich die Flegeljahre lesend.

Man sprach damals in Bayreuth davon, daß Jean Paul einen deutschen Don Quixotte so eben schriebe; ich weiß nicht, was man damit eigentlich

sagen wollte, und glaube auch nicht, daß er sich mit dieser Idee beschäftigte; nach seinem Tode ist darüber nichts laut geworden.

Niemand ist wohl so unglücklich wie Jean Paul mit seinen Nachahmern gewesen. Sie haben ihm hin und wieder seinen formlosen Styl nachgebetet, sie haben wohl auch Anspielungen aus allen Wissenschaften bei den Haaren herbeigezogen, und sich darin gefallen, von der Erde sich aufzuschwingen und durch die Lüfte nach andern Planeten zu segeln, auf die Erde hinabzublicken, und die Thränen, die darauf geweint, die Blutstropfen, die darauf vergossen werden, aus der Ferne zu betrachten, und dabei von Liebe und Sternen und Blumen gar schöne Träume zu haben und in lyrisch-überschwänglicher Prosa sich darüber vernehmen zu lassen; das war leicht! Aber seine scharfe, wahre Charakteristik, seine Laune, seine Komik, worin kein anderer deutscher Schriftsteller ihn erreichte, sein tiefes Gefühl, wo es sich ohne Visionen und Träume und Tiraden, so anspruchlos und rührend, in kleinen, der Natur abgelauschten Zügen,

kund giebt; diese seltenen Gaben seines Genies stehen unerreicht unter uns da und wir rufen Jedem, der sich mit einiger Anmaßung seinen Nachahmer nennen will, Jean Paul's eigene Worte zu: „Wer Lust hat, sich als deutscher Romancier zu versuchen, der setze sich hin und beendige die Flegeljahre!" —

Viele Jahre nach diesen Vorfällen waren verstrichen, als der Direktor einer Schauspielergesellschaft in Bayreuth seine Ankündigungen erließ, und das Publikum zum Besuch des Theaters einlud. Es war ein Mann in den besten Jahren, der sich eifrig nach diesem und jenem im Orte erkundigte. Wenn man ihn fragte ob er schon hier gewesen, da er so bekannt scheine, so lächelte er seltsam und seufzte tief. Er schien nicht glücklich zu seyn.

Am späten Abend, nachdem die erste Theaterprobe beendigt war, die der Eröffnung der Vorstellungen voranging, lief er allein durch die öden, regelmäßigen Straßen des Städtchens. In der Friedrichsstraße blickte er lange nach einem Fenster

im zweiten Stocke eines schönen Eckhauses, dann setzte er sich auf die Schwelle dieses Hauses und schien in trüben Gedanken versunken. Erst tief in der Nacht raffte er sich auf und schwankte heim. —

Welch ein Abstand von Sonst und Jetzt! Jener trübsinnige Schauspieldirektor war wiederum ich, der an den Ort zurückkehrte, wo er einige Momente seiner heitern glanzerfüllten Jugend verlebt hatte. Wie ich dahin gelangte, ist mir hier zu erzählen nicht möglich. — Jenes Fenster war sonst mit gelber Seide verhängt, dort stand das Kanapee mit den schwellenden gelb seidenen Kissen, wo ich in süßer, vornehmer Ruhe, die Stunden der Tageshitze verträumte, bis die Kühle des Abends zu den anmuthigsten, geistreichsten Genüssen lud! — Drüben wohnte Jean Paul! das war sein Fenster, aus dem mir sonst die späte Studierlampe leuchtete; jetzt war Alles finster, wie ausgestorben. Ach! und er war ja gestorben! er schlief draußen unter dem Hügel und sie hatten ihm liebend seine Lieblingsblumen auf's erloschene Herz gelegt. — Er hatte die Blumen so lieb, der weiche, fromme Mann!

Wie ich nach Hause ging, begegneten mir ein Paar Mitglieder meiner Schauspielergesellschaft, die eben aus einem Weinhause kamen. Sie begrüßten mich mit „Herr Direktor"; ich lief unwirrsch vorbei.

Am andern Morgen bei früher Stunde besuchte ich Jean Paul's Grab und weinte dort; als ich in mein Bureau trat, warteten bereits viele Leute, die sich abonniren wollten, und auch die Fran Legationsräthin Richter hatte geschickt. „Wenn der Herr Director derselbe ist, der einmal vor Jahren im Hause des Herrn Legationsraths gern gesehen wurde, so wünschte seine Wittwe recht angelegentlich ihn wiederzusehen;" so sagte das Mädchen, welches die Abonnementsbillete holte.

„Er ist derselbe und auch nicht," antwortete ich beengt, und als das Mädchen um Deutlichkeit bat, da es nicht wußte, was es der Herrschaft ausrichten sollte, fügte ich hinzu:

Ich lasse die gnädige Frau für Ihre gefällige Theilnahme danken und werde der Erinnerung Ehre zu machen suchen."

Das Mädchen ging dankend davon und versicherte daß es ihrer Herrschaft sehr angenehm seyn würde, da sie meinen Besuch als gewiß annahm. Ich gieng aber nicht hin in das Haus Jean Paul's, auf die Gefahr hin, gegen die Höflichkeit zu fehlen. In der That aber glaubte ich so die Erinnerung zu ehren.

Ich lehrte an dem Tage die „Sieben Mädchen in Uniform" das Exercitium. —

Der Vorstellung wohnte ich nicht bei. Es war herbstliches Wetter; das Theater war überfüllt und mein Kassier sagte mir mit freundlicher Miene daß die Gagen gedeckt seyen. Das hieß freilich mir eine bedeutende Sorge vom Halse nehmen; ich blieb aber ziemlich unempfindlich dabei.

In den Mantel gehüllt, den Hut in die Augen gedrückt, ging ich die Allee hinauf, die nach Eremitage führt. Die Spitze des Fichtelberges war in dunkle Wolken gehüllt und die hohen Pappeln der Straße ragten aus dem Nebel. Die herbstliche Landschaft vermehrte das Wehmüthige meiner Stim-

mung. Ich strich durch die Boskets, an den Bassins, an dem Sonnentempel vorüber:

„Den Plätzen Allen meiner stillen Freuden!“ — —

Ich fand den Tisch, wo ich und S*. Punsch getrunken; dort stand die Bürger und declamirte; des Regens wegen waren Tische und Bänke umgelegt, ich richtete sie zurecht und setzte mich ungeachtet der Nässe. Mir ward es so leichter; es schien mir als ob Alles rings um mich weinte. „Jetzt werden sie wohl schon ihr Exercitium machen und die Leute werden klatschen und die Gage ist gedeckt!“ sagte ich zu mir selbst und mußte bitter lachen.

Ich brach erst spät auf. Das Theater mußte längst aus seyn. Ich war bis auf die Knochen durchnäßt. Da stand ein kleines Häuschen auf dem Wege, ich klopfe an, um mich durch ein Getränk zu erwärmen. Ein runzeliges Mütterchen machte vertrauenvoll auf. „Machen Sie mir ein Glas Punsch, wie Sie es sonst für Jean Paul machten,“ rief ich der Alten zu.

Wie elekterisch durchfuhr es sie; sie lief hin und her, sie machte Feuer, sie schleppte dies und das aus dem Schranke herbei, und im Nu dampfte ein großes Glas Punsch vor mir, übermäßig heiß, übermäßig stark, übermäßig sauer. So pflegte sie es ihm zu machen.

„Ich bin durchnäßt," sagte ich, „und will diese Nacht hier schlafen. Geben Sie mir das Bett, das Sie sonst für Ihn bereit hielten."

Geschäftig führte mich das Mütterchen in's obere Stockwerk, in das grüne Stübchen, wo ein reinliches Bett stand.

„Ach!" seufzte sie, „wenn's jetzt hell wäre, wie würden Sie sich freuen über die Aussicht. Darum liebte es auch der selige Jean Paul so."

„Ich kenne die Aussicht wohl," sagte ich, indem ich mich rasch entkleidete, denn ein Fieber schlug meine Zähne aneinander, und verlangte daß ich mich in's Bett legte. Und die Alte stand immer vor mir und erzählte mir viel von Jean Paul, ihrem beßten Freunde. Ich ließ mir die wohlbekann-

ten Geschichten erzählen, als wenn sie mir etwas Neues wären.

„Am Morgen kam er, sehr früh, und dann hieß es: Alte, mein Frühstück! aber weiter wurde nichts gesprochen, und fleißig drauf los geschrieben. Wenn ich dann bei mir dachte, Mittag ist's längst und der arme Jean Paul bekommt zu Hause nichts mehr zu essen, dann ging ich zu ihm, zupfte ihn am Aermel, und fragte: Nun, wie wird's denn heute werden? Und dann lachte er und sagte: „Ist's denn schon so spät, koch' mir, was ich gern esse!" Und dann backte ich ihm einen fetten Karpfen, und dazu eine große Schüssel Salat, denn das wußte ich schon, aber er aß nur sehr wenig. Und die letzten Jahre fast gar nichts mehr, da war der gute Jean Paul ganz abgefallen; seine alten Röcke waren ihm so weit geworden, die schlotterten nur so um ihn, das war ein Jammer zu sehen. Den Tod seines Sohnes konnte er nicht verschmerzen. „Der holt mich bald nach!" pflegte er wohl oft zu sagen. Aber vorgelesen hat er mir von seinen Schriften der gute Mann, bis zu Letzt, als

er gar nicht mehr schnaufen konnte. Er sagte immer: Du verstehst schon was ich sagen will, Du verstehst mich am Beßten! und ich sagte ihm dann wohl manchmal, was mir nicht gefallen wollte, und er versprach es dann zu ändern. Ja, nun er todt ist, sehe ich erst ein, was ich an ihm verloren. Er war mein Alles, und mein größtes Glück. Er hat mich zur berühmten Frau gemacht, die von Fremden aus allen Welttheilen besucht wird, aber ich wollte er lebte noch und sie kämen blos um seinetwillen und bemerkten mich gar nicht. Die Engländer sind gekommen und haben mir das Zimmerchen hier für theuere Miethe erstehen wollen; ich geb's aber nicht her; denn wenn ich nicht Morgens hier andächtig seyn könnte, so müßte ich schier vergehen. Nun, so auf eine Nacht, gebe ich's denn schon einmal her, wenn Einer kommt, der ihn gut gekannt hat, und bei solchem Wetter, wo man dem heulenden Hund die Thür öffnet!"

— — Gute, geschwätzige Rollwenzel! Du warst Jean Paul's Freundin! Deine rührende Gestalt ist durchaus erforderlich, das Bild unseres

großen Humoristen zu ergänzen. Er erfreuete sich wohl persönlicher Gunst höhergestellter Frauen; die Krüdener schloß sich einst Stunden lang mit ihm ein, als er, ein junger burschikoser Geselle, in Berlin war, um ihm die Haare zu schneiden und zu ordnen, die Staël hat ihn besucht, aber die Rollwenzel ist ihm treu geblieben; sie hat ihm bis an sein Lebensende das kleine, grüne Stübchen aufgeschlossen, ihm sein Leibgericht gebacken, und ihm treuherzig ihre Meinung über seine Schriften gesagt. Das war sein Salon! Die Rollwenzel war das für ihn, was die Recamier für Chateaubriand war; und wahrlich nicht minder!

Dem stillen, innerlich heitern Dichtergemüth genügte sie so, wie die ewige Aussicht auf den Ochsenkopf, der die waldigen Gipfel ringsum überragte, die Pappeln der Eremitage und die Steine von Fantasie. Wie reich, wie vornehm ist solch ein deutscher Dichter und wie weise! Den einzigen Mangel, den Jean Paul von diesem Umgang, von dieser Umgebung verspürte, war, daß er nicht glücklich im Schildern seiner Salons und moderner

Abgeschliffenheit war. Wie anziehend macht ihn das!

Ich habe nach dieser Nacht die alte Rollwenzel noch einige Male besucht. Sie schien sehr an Kräften abzunehmen; ich dachte mir wohl, daß sie es nicht lange mehr ohne ihren Freund aushalten werde. Und richtig ist sie kurze Zeit darnach gestorben.

Wie eine Saite, die einmal einen starken Ton gab, noch lange nachklingt, so tönte mein erster Aufenthalt in Bayreuth durch mein ganzes Leben, bald erfreulich, bald zur Wehmuth auffordernd, einst sogar geheimnißvoll und schaurig.

— Ich saß mit meiner Frau im weiten Zimmer eines alten Hauses auf dem Schrannenplatze in München. Es war wieder im Spätherbste, aber viele Jahre waren seit meiner Theaterdirection, und jenem Besuche bei der Frau Rollwenzel vergangen. Es dunkelte bereits tief, wie ich es liebe, wenn ich meinen Gedanken nachhänge; Alles war still um uns her; man vernahm das Picken der Taschenuhr.

Plötzlich sagt meine Frau, mit dem Ausdruck der Bangigkeit: „Hast Du nichts gehört?“

„Es wird die Mutter seyn,“ spreche ich, „ich höre draußen im Gange, vor unserer Thür etwas rascheln. Oeffne!“

Meine Frau gestand, daß sie sich fürchtete. Lachend erhob ich mich; vor der Thüre fand sich aber Niemand; dafür raschelte es jetzt am Ofen, längs der Wand, wie wenn ein gelähmter Vogel mit den Flügeln, in einem engen Raume, um sich schlägt.

„Es ist jetzt im Zimmer — ein Thier!“ rief ich, und schnell wurde Licht gemacht — aber nichts wurde gefunden. Das Geräusch hatte aufgehört und Alles war wieder still ringsum und die Taschenuhr pickte wieder vernehmlich.

Wir saßen uns stumm gegenüber; die Sagen von Anmeldungen Sterbender wurden in uns wach und wir theilten uns darüber manche Erfahrung mit.

Ich konnte nicht einschlafen und quälte mich mit Gedanken von Ahnungen und Anmeldungen;

bekämpfte sie bald als Aberglauben, bald mühete ich mich ab, zu ergründen, auf wen sich dies Geräusch bezogen haben könne: „Wen es wohl abfordere,“ wie die Leute sagen.

Und nach ein Paar Tagen finde ich in der Münchener Zeitung die Todesanzeige jener Dame, in deren Hause ich einst in Bayreuth so liebreich aufgenommen worden war. Sie war nach München gereist, um von den dortigen Aerzten sich kuriren zu lassen, und an jenem Abende, präcis um die Stunde — wie es in der Anzeige hieß — gestorben, als wir das Geräusch vor der Thür und dann im Zimmer vernahmen.

Ich hatte nicht gewußt, wie nahe ich ihr damals war; sie aber hat, wenn sie des Bewußtseyns fähig gewesen, meiner gewiß im letzten Augenblicke gedacht! —

Ich werde sie nicht wieder sehen; aber ihre Briefe bewahre ich als ein kostbares Gut, es giebt sich darin ein Geist kund, der mit dem Geiste Rahel's eine innige Verwandtschaft zeigt.

III.

Die Emeute in Breslau.

Es war im Jahre 1817. Ich saß in der Ohlauer Vorstadt und dichtete ein Lustspiel „der Großpapa,“ für das Theater in Breslau. Plötzlich werde ich durch ein Rennen und Lärmen auf der der Straße an's Fenster gelockt. Viele Menschen laufen tumultuarisch vorüber; ganze Reihen von Fabrikarbeitern, an ihrem Kostüm kenntlich, ziehen in lautem Gespräche vorbei. Was muß es geben? Was stört die Ruhe friedlicher Menschen? Schon seh' ich die Gesellen des Nachbar Schreiners die blauen Schürzen losbinden, und sich dem Trosse der Vorüberlaufenden anschließen; die Maurer drüben verlassen die Gerüste, und die Färber

bleiben nicht zurück und erheben drohend die blauen Fäuste in die Luft.

Das ist ein Aufruhr, denk' ich sogleich, obgleich ich bis dahin noch keinen gesehen hatte.

Breslau hat von jeher Anlagen zu solchen Scenen gezeigt. Einmal hat es einen Bürgermeister, den es nicht leiden konnte, todtgeschlagen, und man hatte mir oft von einem unglückseligen Kartätschenschusse erzählt, der damals die Schmiedebrücke hinab, auf das Gewühl des Volkaufstandes losgebrannt wurde, und siebzig Menschen tödtete, die dann Alle an einem Tage begraben wurden. Das war eine andre Feier, als die vierzehn Särge des Fieschi-Attentats, und das hat sich in Breslau in Schlesien zugetragen.

Die Breslauer verstehen keinen Spaß in gewissen Dingen. —

Ich lief sogleich hinunter auf die Straße und opferte willig mein Lustspiel für ein Trauerspiel, das ich erleben sollte. Man gab die Ursache des Aufruhrs verschieden an.

Am Tage vorher hatten Bürger den Eid als

Nationalgardisten verweigert, und die Gewehre weggeworfen. Sie hätten den Feldzug mitgemacht, meinten sie, und dürften jetzt unbelästigt ihrem friedlichen Gewerbe obliegen. Dies brauche Hände, und sie hätten keine Zeit zum Exerzieren übrig, wenn ihre Familie nicht hungern sollte.

Nachts hatte man nun diese Widerspenstigen mit Militärgewalt aus den Betten holen lassen. Man erzählte, daß eine Frau mit fliegenden Haaren, ihre Kinder an der Hand, sich aus Verzweiflung in die Oder gestürzt habe. „Man hat Euch den Ernährer geraubt,“ soll sie geschrieen haben, „was wollt Ihr nun noch auf der Welt!“ Und damit sprang sie in's Wasser, ihre Kinder mit sich reißend. Ich kann weder die Wahrheit dieses Faktums verbürgen, noch weiß ich, ob man die Unglücklichen gerettet habe. Dies sahen und hörten viele zur Stadt gehende Menschen; es war Markttag; und sogleich stieg die Erbitterung gegen die Gewalt, zur offenen Rebellion. Man zog zum Rathhause und im Nu waren die alten Fenster des herrlichen gothischen Gebäudes zertrümmert Die

Kartoffeln und Krautköpfe der Marktweiber waren das Geschütz, dessen man sich bediente; dann zog man zum Regierungsgebäude, drang ein, uud zerstörte, was sich nur zerstören ließ. Die Registraturen wurden erbrochen, und die Acten zum Fenster hinausgeworfen, ebenso die eleganten Möbel des Präsidenten. Bei dem Polizeigebäude fand derselbe Unfug statt. Die beiden Präsidenten der Regierung und der Polizei waren durch Hinterpforten auf's Land geflohen. Ein General, der unter die Menge gesprengt war, und sie vom Pferde herab zur Ordnung ermahnte, wurde insultirt und mußte sich zurückziehen. Dieses Vorspiel ernsterer Scenen war bereits vorüber, als ich mich aus der Ohlauer Vorstadt auf den Weg machte, um mir den Lärm in der Nähe zu besehen.

Die Schauspieler, die zur Probe gekommen waren, standen vor dem Theater. Wer konnte jetzt an die Probe denken? Für den Abend war das Schauspiel abgesagt worden. Der Regisseur, Herr Nagel, gesellte sich zu mir, und wir gingen dem Ringe zu. Zuerst begegneten wir dem Regie-

rungssecretär Kapf, den Lesern der Abendzeitung hinlänglich bekannt; ein Lyriker aus Schwaben gebürtig und damals Vater dreier hoffnungsvollen Töchter, welche bis zu einem gewissen Alter, die Genien und Straßenbuben, die Heldenkinder der Schuld und der Johanna von Montfaucon und Anderes spielten. Wie sah der arme Mann aus? Zwei Männer führten ihn; den Kopf trug er gesenkt und ein weißes Schnupftuch war um die Schläfen geschlungen, woran große Tropfen seines preußisch-schwäbischen Blutes klebten. Er wollte sein kleines Bureau im Regierungshotel vertheidigen, das die Aufwiegler schon ganz in ihrer Macht hatten; Kapf stand kühn unter der Thüre seines Stübchens, und rief ihnen zu: „Nur über meine Leiche geht der Weg!" und baff! schlägt ihn Einer nieder, der ihn beim Wort nimmt, und der Haufe dringt ein.

Kapf verlangte Lob über sein heldenmüthiges Benehmen, und wir spendeten es ihm reichlich und baten ihn sich keiner neuen Gefahr auszusetzen. Und er schüttelte die blutigen Locken und ließ sich

von dannen führen. Dies war das erste und einzige Opfer zu weit getriebenen Pflichtgefühls, unter meinen Bekannten, das ich zu beklagen hatte.

Nun sahen wir den Zug der Meuterer. Zuerst ein altes Weib; dann folgte ein Schusterjunge mit einem geschulterten Besen, hierauf erschien ein kleiner Handelsjude aus einer benachbarten Stadt, der sich gerade zufällig in Breslau aufhielt, und von dem Vorfall nicht übel Vortheil zog. Er war einer der Ersten überall. Im Regierungshotel sprang er zuerst auf Tische und Stühle, um die Wachskerzen aus den Kronleuchtern zu nehmen, und seine Taschen damit zu füllen. Er strotzte von guten Dingen, und seine dicken Taschensäcke schlotterten ihm um die Beine, wie die vollen Euter einer Ziege. Der Haufe wollte sich nach den Gefängnissen werfen, um den Verbrechern die Freiheit zu geben. Dieser Schritt, der die Macht des Pöbels bedeutend verstärkt hätte, war zu wichtig, als daß er nicht mit aller Kraft hätte hintertrieben werden sollen. Auf dem Wege dahin, wurde ein in zweideutigem Rufe stehendes Haus, von den Aufrüh-

rern vernagelt. Eine Maßregel, die sonderbar genug, in solchen Fällen, von dem Pöbel stets beobachtet wird.

Das Militär rückte dem Haufen entgegen, und einige der Kühnsten, die sich unter die Säbel der Kürassire gewagt hatten, wurden zusammengehauen. Im Augenblick waren Tragbahren zur Hand, und die Todten wurden mit offener Brust, und blutenden klaffenden Wunden, hoch auf den Schultern, zur Schau getragen. Die Erbitterung war auf's Höchste gestiegen. Auch die Zusehenden, die in großer Menge auf dem Platze standen, ohne thätigen Antheil zu nehmen, knirschten vor Wuth mit den Zähnen. Das Herumtragen der Leichen war sehr gut berechnet, um der Meuterei größern Anhang zu verschaffen.

In dieser Krisis gewahrte ich, daß einige verdächtig aussehende Kerle meinen Begleiter sehr fest in's Auge faßten. „Er ist's! — Ist es nicht!“ hör' ich dazu unverholen äußern. Ich werde aufmerksam. Mehrere rotten sich zusammen und messen uns. Da fällt mir erst die Aehnlichkeit Na=

gels mit dem damaligen Polizeipräsidenten ein, und kaum habe ich ihm meine Beobachtung mitgetheilt, als er auch so schnell als es sein dicker Bauch zuließ, sich aus dem Staube machte. Die Ehre, für einen der ersten Beamten der Stadt gehalten zu werden, konnte ihm in jenem Augenblicke theuer zu stehen kommen.

Der Mittag war herangerückt, und mit ihm ritten Kürassiere, aus den benachbarten Orten, in die Thore von Breslau ein, die schnell dahin beordert worden waren.

Die Stadt erhielt nun ein ganz kriegerisches Aussehen. Auf dem großen Ringe und in den Hauptstraßen bivouakirten die angekommenen Truppen. Die Mannschaft lag auf Stroh, die gesattelten Pferde wurden an die Häuser festgebunden; im Augenblick konnte man aufsitzen und einhauen. Der Pöbel sah diese Anstalten und bedachte sich.

An den Ecken der Hauptstraßen wurden jetzt Kanonen aufgefahren, und die Artilleristen mit

brennenden Lunten hielten sich daneben, man sah wohl ein, daß hier Ernst gemacht werden sollte.

Nachmittag erschienen die gewöhnlichen Verordnungen. Jeder ruhige Mann sollte in seinem Hause bleiben; nicht drei durften auf der Straße bei einander stehen, um zu sprechen; wer nothgedrungen Abends sein Haus verließ, mußte eine Laterne mit sich führen. Sogleich wurde mit größter Strenge zur Einhaltung dieser Befehle geschritten. Die, des Markttages wegen in Menge zur Stadt gekommenen Bauern, mußten sogleich zum Thore hinaus; alle Wirthshäuser wurden geleert, und den Wirthen anbefohlen ihre Thüren zu schließen. Bei der Gewaltsamkeit, womit dies Alles bewerkstelligt wurde, konnten Unglücksfälle nicht verhindert werden.

Ein alter Bauer, der vielleicht etwas zu viel getrunken hatte, wird aus einem Wirthshause vertrieben, man stößt ihn zur Thür hinaus, und er taumelt auf einen jungen Küraßier, der vor derselben Wache hält. „Was?“ schreit dieser, „der Kerl will sich an uns vergreifen!“ und sogleich fliegt der

Säbel um des Bauern Kopf, und im Blut gebadet stürzt er zu Boden. — Ein armer Schneider, der sich mit einigen Kerzen für den Abend noch schnell versehen will, und queer über die Albrechtsgasse huscht, wird von einem jungen Lieutenant durch und durch gerannt. — Ich sah eine Frau, mit ihrem Kinde auf dem Arme, die etwas von dem Gewürzkrämer geholt hatte, und demselben Lieutenant in den Weg lief, mit dem Degengefäß auf die Brust stoßen, daß sie rücklings zu Boden fiel. — Das Heldenthum war damals bei diesen Leuten noch zu frisch; die mörderischen Kriege waren so eben erst beendigt, und ein nur etwas zur Rohheit neigendes Gemüth ergriff mit Freuden die Gelegenheit, ein wenig Blut zu vergießen. „Der Blutdurst ist die größte Wollust;" wie oft hatten wir nicht schon Gelegenheit uns von der Wahrheit dieses Satzes zu überzeugen.

Der junge Lieutenant, der aber offenbar zu weit in der Befriedigung seiner Wollust ging, lud so sehr den Haß der Bürgerschaft auf sich, daß er nach diesem Vorfalle nach einer entfernten Garni-

Staatliche Bibliothek Bamberg

son versetzt werden mußte. Man rechnete ihm nach, daß er in seinem Diensteifer an fünf Personen getödtet oder verwundet hatte.

Bald waren die Straßen wie ausgekehrt; nur hin und wieder schlich ein Mensch mit bedächtigem Schritte, der noch vor Abend sich irgend ein nothwendiges Bedürfniß in's Haus schaffen mußte. Um den traurigen Abend nicht allein zuzubringen, begab ich mich zu Schall, bei dem ich schon oftmals ein gastfreies Nachtquartier erhalten hatte. Ich fand ihn in größter Verlegenheit. Er hatte weder Licht, noch Kaffee im Hause; und seine Iris, so nannte er seine alte Aufwärterin, die seinen junggeselligen Wirthschaftsschwächen abhalf, konnte zu dieser unruhvollen Frist nicht mehr zu ihm kommen. Was war zu thun? Im Finstern und kaffeelos diese Nacht hinbringen, war ein Gedanke, der uns zur Verzweiflung bringen konnte. Der Theatermaler Arrigoni, den ich bei ihm fand, war aber eben so wenig geneigt, den gefährlichen Gang zum Gewürzkrämer zu wagen, als wir; denn es dunkelte schon und die Patrouillen, die gar kei-

Staatliche Bibliothek Bamberg

nen Spaß verstanden, streiften nach allen Richtungen.

Wir lagen sorgenvoll im Fenster; da sehen wir unten ein bekanntes Gesicht, das uns ganz jugendlich unbefangen anlächelt. Es ist Seydelmann. Schall ruft ihm zu, und klagt ihm unsere Noth, und Seydelmann läuft muthig fort, um mit Kerzen, Kaffee, Bierflaschen, Brod und Käse beladen, seine furchtsamen Freunde zu ätzen. Wir blieben die Nacht über zusammen, die für uns, wie für alle übrigen Einwohner Breslau's ruhig verstrich.

Am andern Morgen sieht die Stadt wie ein Kriegslager aus. Die Aschenhaufen und klimmenden Kohlen des Bivouaks qualmen uns überall entgegen und Soldaten liegen umher und sehen uns mit barschen Blicken an.

Glaser und Tischler sind beschäftigt, den Schaden an den Außenseiten der Häuser zu ersetzen; und die Bürger wagen sich hinaus, um den unerfreulichen Anblick ihrer Stadt zu haben. Wenn aber zufällig Einer den Nachbar erblickt, und ihm nun

eine unschuldige Mittheilung machen will, gleich sprengen die Kürassiere dazwischen, und so werden noch manchmal Leute überritten und beschädigt.

Die Gemüther waren längst beruhigt, die Ordnung wieder hergestellt, und die Behörden hatten sich in ihren ziemlich devastirten Geschäftslocalen wieder zurechtgesetzt, als der Befehl an die Theaterdirection gelangte, den Abend eine Vorstellung zu geben, und zwar ein harmlos lustiges Stück, das auch nicht entfernt Gelegenheit zu Anspielungen geben konnte. Man wählte, nach langem Berathen: den Rochus Pumpernickel.

Das Publikum stellte sich sehr zahlreich ein, war aber durchweg mit Laternen versehen, da der état de siège noch nicht aufgehoben war. Und auch ich und mehre lustige Freunde machten noch nach dem Theater eine solche Laternpromenade durch die Straßen Breslau's, welches einen gar ergötzlichen Eindruck gewährte.

IV.

Ludlamshöhle.

Erinnerungen aus Wien.

Ich hatte seit frühester Jugend einen ganz eigenen Begriff von Wien; ich konnte mich nicht enthalten an Utopien dabei zu denken. Alles was man von dort hörte, klang so zauberisch; einige Gemälde, die ich täglich vor Augen sah, und wovon das Eine, eine prächtige Schlittenfahrt vorstellte, die über den Mehlmarkt fuhr, das Andre aber Wien im Sonnenglanze und Sommerschmucke zeigte, vom Belvedere aufgenommen, hatten meine jugendliche Phantasie ganz wunderbar erhitzt. Die weißen Dächer, und die großen, alten Häuser des

Mehlmarktes, der Schnee auf den weiten Brunnenbassin und die grotesken Formen der Schlitten, die reichen und prächtigen Pferde, reitende Dienerschaft, und die vornehmen Herrschaften selbst in dem abenteuerlichsten Wintercostüm aus der Zeit Maria Theresia's, an denen der Maler keine grelle Farbe gespart hatte; auf dem andern Bilde das regelmäßige Palais, mit den geradlinichten Alleen und den Parterres im Geschmacke Ludwigs **XV.**, und der Aussicht auf den Kern der altehrwürdigen Stadt. Zu diesen Vorstellungen kam noch die Bekanntschaft mit einem alten Wiener, der durch ungewöhnliche Schicksale in meine ferne Vaterstadt verschlagen wurde, der „spat" für „spät" sagte, und „halt" blos zum Vergnügen, wie aus Uebermuth; ein Wort, das gar nichts bedeutet und überall an seinem Platze steht; nichts verdirbt oder verunstaltet, ohne doch zur Verständniß etwas beizutragen. Dieser Mann war ein Mystiker und mit Joseph **II.** nicht eben sehr zufrieden; er trieb einen Lederhandel und sprach jeden Abend von Fasanen mit Kraut, wie von einem verlorenen Glück, von

einer schönen Erinnerung, von einem Jugendtraum, dessen Verwirklichung er nie mehr erleben sollte. Mehr als dieser alte, schwärmende Fasanenliebende Lederhändler, mit dem bleichen, hagern Gesichte, den buschigen Augenbraunen, und den langen knöchernen Fingern, wußte mir aber eine gar holde Schönheit von Wien zu erzählen. Sie war als Mädchen hingereist um einen alten Baron zu heirathen, der am Morgen nach der Brautnacht, aus famösen Gründen sich von seinem eben angetrauten Weibchen gerichtlich scheiden ließ. Die liebenswürdige Frau erschien daher bald wieder auf dem Schauplatze ihres frühern Glücks, wie ihrer frühern Triumphe. Sie glaubte, die tausendzüngige Fama würde ihr so weit nicht folgen; sie verbreitete, ihr alter Mann wäre plötzlich an ihrer Seite vom Schlage gerührt worden; aber dennoch wußte nur zu bald die ganze Stadt, daß der alte Baron in Wien noch bei gutem Befinden existire, und einer Caprice wegen, sich selbst um das Vergnügen beraubte, der Mann eines schönen, gefälligen Weibes zu seyn.

Ich bemerkte die Baronin zuerst im Theater; sie saß auf einer Estrade, worauf die Sperrsitze sich befanden und ihre netten Füßchen waren in gleicher Höhe mit meinem Kopfe. Einst legte ich meine Hand auf die vorspringende Brüstung der Estrade und ward heftiger erregt, als wenn man plötzlich den warmen, würzigen Athem eines schönen Kindes in seiner Nähe verspürt, denn ich fühlte einen warmen Fuß, und ein leises, wie absichtloses Huschen überzeugte mich, daß es ein Füßchen war, wie es in Wien häufig, in meiner Vaterstadt aber sehr selten angetroffen wird. Die zarte, schwellende Muskel drängte sich aus dem seidenen Schuh — ich belachte den Thoren, der sich freiwillig von diesem Füßchen hatte lossagen können, denn ein scheuer Blick nach oben, so scheu und schnell wie die Betastung des Pedals zeigte mir die erröthende Baronin — aber zu gleicher Zeit spürte ich einen leisen Druck; ich blickte noch einmal auf und die Baronin schlug die Augen nieder, und die Spitze des Füßchens drückte stärker auf den fremden Gegenstand nieder, der sich ihm genähert hatte. Ich

schwamm in Seligkeit! In meinem Leben bin ich nicht entzückender getreten worden! Zur Ehre meiner Schönen muß ich jedoch noch hinzufügen, daß dieser beglückenden Fußsprache, eine wochenlange Augensprache voranging, und, daß meiner Kühnheit füglich keine andre Erwiederung an diesem Orte zu Theil werden konnte.

Wir hatten uns bald verstanden und dieser Bekanntschaft verdankte ich die interessantesten Aufschlüsse über den Charakter nnd das Treiben der Wiener, über ihre luxuriöse Lebensweise und das Haschen nach geräuschvollen Genüssen, welches dort noch jetzt die Stelle der höhern Ausbildung aller gesellschaftlichen Verhältnisse vertritt, und zugleich für den Mangel des politischen Elementes in der Gesellschaft entschädigen muß. Ein junges, geistreiches Weib ist der feinste Beobachter, und meine Baronin, mit dem weißen Nacken und den dicken, rabenschwarzen Locken, die sich darauf ergossen, war mir ein „österreichischer Beobachter,“ den der des Herrn von Pilat, nie zu erreichen im Stande seyn wird.

Nicht lange durfte ich jedoch in diesen Armidischen Netzen weilen, das Lied

„die Trommel ruft, die Fahne weht“

riß auch mich aus meiner süßen Ruhe, aus den Armen meiner Geliebten. Ich verließ sie so traurig, wie man mit achtzehn Jahren seyn kann, und eben so treu; ich bekam den zärtlichsten Abschied in den Kauf, und habe sie seitdem nicht wieder gesehen. Später erfuhr ich ihren Tod. —

Einige Jahre waren verstrichen, ich hatte mich in der Welt bereits umgesehen, und dachte nicht mehr mit großer Vorliebe an Wien, als ein guter Freund, der eben von dort heimkehrte, plötzlich wieder eine starke Sehnsucht dahin in mir erweckte. Es war die Zeit als ein ernster Schauspieler aus der Provinz, ganz Wien zum Lachen brachte; als der tolle, phantastische, übersprudelnde Raimund, der Franz Moor und Tyrannenspieler der weitentfernten ungarischen Comitate, auf das Leopoldstädter Theater sprang, um den travestirten Tamino zu geben, und den guten, hausbackenen Wiener Ignaz Schuster, mit der spießbürgerlichen Phi-

listerei in ihrer ganzen Trockenheit, die man freilich auch belachen mußte, zu vertreiben anfing. Zu dieser ergötzlichen Erscheinung kam noch eine weit ergötzlichere, welche damals die Seele der Unterhaltung für die lebensfrohen Wiener war; ich meine das Kinderballet unter Horschelt. Man kann sich kaum vorstellen welche Zauberwirkung solche Dinge auf die Volksmenge einer großen Stadt hervorzubringen im Stande sind; auch war mein referirender Freund ganz selig vor Entzücken, wenn er sich daran erinnerte; dabei pries er mit vollen Backen das freundliche Entgegenkommen, die herzliche Aufnahme, das lustige Beisammenleben aller verwandten Geister, der Schriftsteller, Schauspieler, Musiker und Maler; Tag und Nacht vergehe in Scherz und Fröhlichkeit, und die Ständchen, die nach dem Theater ihren Anfang nähmen, endeten erst mit dem Morgen. Aber als den Mittelpunkt dieses herrlichen Schlaraffenlebens bezeichnete er mir „die Ludlamshöhle."

Die Ludlamshöhle! was dachte ich mir dabei im ersten Augenblicke? Klingt es doch so schauerlich,

nordisch; und die Wahrheit zu gestehen, obgleich mein Freund viele angenehme Stunden dort verlebt hatte, und mir die Mitglieder alle mit ihren Doppelnamen zu nennen, alle Späße, Witze und Scherze, die dort vorfielen, getreulich zu berichten wußte, so hatte er leider versäumt dem Historischen nachzuforschen, und konnte mir über den Ursprung des Namens nicht das Geringste offenbaren.

Mein Entschluß war bald gefaßt, ich wollte an Ort und Stelle mich besser unterrichten; ich reiste nach Wien. —

Mein Herz hüpfte auf vor Freude wie ich den Stephansthurm aus der Ferne sah; es war mir wie bei dem Anblicke eines alten Freundes. In demselben Augenblicke wurden die Gestalten des alten Wieners und der jungen, schönen Baronin wieder wach, und Alles was sie mir von der Wunderstadt erzählt hatten, hing sich wie Sagen um den alten Stephansthurm, und flatterte weit ab in den rothen Abendhimmel. Meine schönen Rückerinnerungen nahmen Gestalt an, und spannen sich immer weiter aus; sie wurden zu lieblichen

Träumereien, und während wir in der That weiter rollten, und uns immer mehr der Stadt näherten, deren Hauptthurm jetzt schon aus dem Grau der Luftbrücken herrlich hervortrat, um seine durchbrochenen Arabesken, von der Abendsonne begossen und durchzogen, blicken zu lassen — rollten meine Gedanken der Zeit um ein gutes Stück voraus, und erdichteten sich ein Bild meines bevorstehenden Lebenslaufes, und aller Abentheuer, welche auf mich hier warten sollten. Von der Mauth zum „weißen Ochsen" sind nur ein Paar Schritte, weiter ist es schon zum Kärntherthor; ich ließ mich aber nicht dadurch abschrecken, noch weniger durch die einbrechende Dunkelheit in den engen, wimmelnden Straßen; ich eilte nach den mir vor Jahren ertheilten Zurechtweisungen fort, und hatte — wie durch ein Wunder — die Kärntherstraße erreicht, die ich dann so lange verfolgte, bis ich in dem unansehnlichen Vorplatze des Hof-Operntheaters stand. Man fragte mich: „in welchem Stock ich zusehen wollte, da das Parket zu voll sey," und ich gelangte auf einer engen Wendeltreppe

nach einem Platz, wo mir — für theures Geld — das Stehen sauer und das Sehen unmöglich wurde. Man gab Nina, oder Wahnsinn aus Liebe, von der reizenden Aumer getanzt, und ich gelangte später erst zu der Einsicht, wie viel ich an jenem Abende verloren hatte.

Andern Tages nahm mich die Polizei sehr freundlich auf; ich wurde zu einem eleganten, blonden Mann geführt, der ein Ritter war, und mir sehr höfliche Redensarten machte. Nachdem ich ihm gesagt, daß ich im Sinne habe, für das Theater Stücke zu schreiben, that er ganz so, als wenn die Wiener ohne meine Stücke Noth leiden würden, und bat mich inständigst doch ja auf meinem Vorsatz zu bestehen, und seinen Landsleuten Gelegenheit zu geben, meine Geisteskinder zu bewundern; wie ich aber überrascht von dieser polizeilichen Zuvorkommenheit meinen Aufenthaltsschein aus seiner weißen, beringten Hand zu nehmen mich erkühnen will, zieht er sie mit Anstand zurück und bittet mich erst noch um eine Kleinigkeit: nämlich eine Bescheinigung beizubringen, daß ich von ir-

gend einem Großhandlungshause hinlänglich bekannt sey. Es geschehe dies bloß um über die Hinlänglichkeit meiner Mittel, in Wien leben zu können, verständigt zu werden. Mit derselben Höflichkeit entlassen, wie ich empfangen worden war, eilte ich von dannen, um die Ludlamshöhle zu erreichen, denn selbst der Ritter von der Polizei hatte mir gesagt, daß ich dort mehre meiner Freunde so wie alle Schöngeister Wien's beim frohen Male vereinigt finden würde.

Am Ende des Grabens, der **Rue de la Paix** der alten Kaiserstadt, liegt ein Gäßchen, das Schlossergassel geheißen, und in diesem ist ein Bierhaus, das Pfundner'sche genannt, welches damals von einem Manne Namens Haidvogl bewirthschaftet wurde. Hier hatte sich eine kleine Anzahl sinniger Freunde zusammengefunden, die sich früher in dem „Blumenstöckel" im Ballgässel zu treffen pflegten, um Castelli, den liebenswürdigsten, heitersten Gesellschafter, der dort wohnte, noch zu sehen, wenn er Abends aus seiner Cotterie heimkehrte, und ein Glas Regensburger Bier zu trin-

ken pflegte, ehe er in seine Wohnung hinaufstieg. Dies ist in Kürze das Geschichtliche von dem Entstehen dieses merkwürdigen Vereins: „im Anfange saßen Männer im Blumenstöckel," so begann die Legende im Gedenkbuche der Gesellschaft. Wirthschaftsverhältnisse hatten diese Stifter zur Auswanderung aus dem poetischen Revier des Blumenstöckels in das anfänglich prosaischere des Pfundner'schen Bierhauses bewogen; der Zufall war aber schon geboren, der ihm die höhere Weihe ertheilen sollte.

Oehlenschläger war nach Wien gekommen, um auf dem damals so phantastischen Theater an der Wien, wo jeden Abend ein duftiges Märchen Leben und Gestalt erhielt, sein nordisches Nebelmärchen aufführen zu lassen. Dies war die nachmals im Druck erschienene: „Ludlamshöhle." Wir wollen es den guten Wienern nicht eben hoch anrechnen, daß sie an diesem phantasielosen Gewebe kein Erbauen finden konnten, und den Dichter zum Pathen seiner Schande machten. Selbst die zahlreichen Freunde Oehlenschlägers vermochten es nicht,

das Stück vom Falle zu retten und konnten nichts Anders thun, als ihren Vereinigungspunkt im Schlossergassel, den auch der scandinavische Dichter besuchte, ihm zu Ehren „Ludlamshöhle" zu heißen, und so diesen Namen in der Literärgeschichte Wien's, eine zwar kurze, jedoch interessante Rolle spielen zu lassen. —

Wenn man einige Schritte in dem krummen, engen Gäßchen gemacht hatte, fielen die Blicke auf einen nackten Bacchus, der auf einem Fasse ritt; hier trat man in eine niedre Thür und schwang sich dann eine enge Wendeltreppe hinauf, um sich in einem mäßig großen, dunkeln Wirthszimmer zu sehen; nun stand man in den Propyläen. Man durchschritt sie und die Menge profaner Gäste, die sich hier ihren Magen mit trockener und flüssiger Kost auf ganz gewöhnliche Weise füllten, und befand sich dann in dem innern, geheiligten Raume, wo Ludlam ihre Söhne an den geheimnißvollen Brüsten säugte, wo der Witz keine theure Waare war, und der Scherz kein seltenes Kraut, wo in einem Abende mehr Weisheit im Narrengewande

zu Markte gebracht wurde, als die Berliner Mittwochsgesellschaft, mit allem Ernste in einem Jahre zu Markte bringt. Das Lokal hatte nur ein Fenster, dabei war es lang, hoch, räucherig; ein langer Tisch, um den Stühle gereiht waren, nahm den ganzen Raum ein; ein Paar Wandschränke und Haken um die Hüte aufzuhängen, das war das ganze Ameublement. Wer sucht in einer Höhle mehr?

Als ich zum ersten Male am Tische der Ludlamshöhle als bescheidener Gast Platz genommen hatte, ließ ich meine Augen im Kreise der Anwesenden umherschweifen, um mir Diejenigen herauszurathen, deren Bekanntschaft ich zu machen wünschte. Der alte, gefällige Hofschauspieler Schwarz hatte mich eingeführt, und mich auf meine Bitte mit Niemanden bekannt gemacht; es machte mir stets Vergnügen nur nach und nach, wie sich mir die Leute zeigten, mich auch ihnen zu nähern, um zugleich auch im Errathen meinen Scharfsinn zu üben. Viele kannte ich schon dem Namen nach von den ehrenwerthen Mitgliedern der Höhle: Castelli, Dein=

hardstein, Grillparzer, und Andre noch. Ich dachte bei mir, wer mag hier wohl Castelli seyn, der lebensfrohe, heitre Dichter? und nachdem ich mir die Gesellschaft gemustert hatte, fiel mein Blick auf einen Mann mit freundlichem Gesichte, hoher Stirne, schwarzen Haaren, der gar gesprächig war, und wenn auch eben nicht witzig, doch manches scherzhafte Wort zum Beßten gab, worüber die neben ihm Sitzenden häufig lachten. Meine Meinung war endlich zur Gewißheit geworden, und ich sah in dem Manne so fest Castelli, daß ich eben aufstand, um mich ihm selbst vorzustellen, als zufällig Einer, nach der Uhr sehend, ausrief: „Aber mein Gott, wo bleibt denn heut der Castelli!" Ich setzte mich sogleich wieder gelassen hin, und schluckte das bereits fertige Antrittscompliment bis auf Weiteres hinunter. Der, den ich aber für Castelli gehalten, war der Hoboebläser Söllner, Professor am Prager Conservatorium.

Neben mir saß ein Paar, das wohl auch im Stande war, meine Aufmerksamkeit anzuziehen. Ein junger, schmächtiger Mensch, mit einem geist-

reichen Gesichte, hoher Stirne, und freundlich lächelndem Munde, aus dem eine fremdartige Aussprache tönte, die den Franzosen verrieth; der Andere, eine kurzgedrungene Gestalt, sorgfältig gekleidet, in schwarzen Escarpins und feiner Wäsche. Der Ton und das überaus laute Sprechen, die gemessene Bewegung, und der Nachdruck mit dem das Gesprochene begleitet wurde, ließ auf einen Gelehrten vom Fache schließen. Eine gutmüthige Derbheit gab sich im ganzen Wesen kund; vom Brode wurde weder gebrochen noch geschnitten, sondern immer herzhaft ein tüchtiges Stück abgebissen; jeder Eintretende mit den Worten „ich grüße Sie!" bewillkommt; und endlich tönte das Lob Steyermarks bei scherzhafter wie ernsthafter Gelegenheit so gemüthlich in der Unterhaltung dieses Mannes wieder, daß ich keinen Augenblick im Zweifel bleiben konnte, daß es Julius Schneller war, der an meiner Seite saß, und von dessen Anwesenheit in Wien ich bereits gehört hatte. Wir wurden bald bekannt, später vertrauter. Wie lebhaft erinnerten mich, in seiner von E. Münch

veranstalteten Briefsammlung, jene vom October 1818 an jene Stunden; welche trübe Tage voll schwankender Hoffnung und getäuschter Erwartung hatte damals der Mann, der oft die Seele unserer heitersten Abende war!

Der jüngere Mann an seiner Seite war mir — selbst als ich schon seinen Namen erfahren hatte — völlig unbekannt. Es war ein reicher Gutsbesitzer aus Steyermark, dabei Dilettant, von dem bereits in Grätz Opern gegeben worden waren, und der sich durch die Uebersendung einiger fetten steyer'schen Kapaune, unter dem Namen „Bocker" bekannt, der Gesellschaft von der beßten Seite zu empfehlen gewußt hatte. Er hieß Lannoy, aus der Familie der alten niederländischen Barone dieses Namens. Schneller zeigte eine fast väterlich-zärtliche Neigung für ihn, und wie ich späterhin näher mit ihm bekannt wurde, fand ich sie ganz natürlich gerechtfertigt. Nie ist mir ein liebenswürdigerer Charakter im Leben aufgestoßen; milde Sitten, ein Gemüth von den Zaubern der Musik durchglüht und erfüllt, Gefühl für edle Freund-

schaft, ein sanfter, wohlwollender Mensch durch und durch, dabei ein gefällig jugendliches Aeußere, so war Lannoy, wie ich ihn kennen lernte. Seine Bescheidenheit möge mir verzeihen, daß ich diese treue Schilderung hier niederschreibe.

Unter großem Geräusche waren jetzt mehre neue Gäste hereingekommen um sich ziemlich ungestüm der noch leeren Plätze am Tische zu bemächtigen. Das Theater an der Burg war geendet. Jetzt war auch Castelli unter uns. Ohne ihn beim Namen rufen gehört zu haben, hätte ich ihn nicht erkannt. Ein so jovialer Sänger, der die ernstesten Dinge selbst nur leicht nimmt, würde in jedem andern Lande als Oesterreich anders aussehen müssen. Das „air enjoué" der Franzosen fehlte; und an einen Berliner Béranger durfte man gar nicht denken.

Castelli erschien ganz anspruchlos. Sein Gesicht zeigte keinen scharfen Geist; die Augen waren hinter der Brille verschanzt, das Haar war dünn und glatt, die Nase kurz und dick, den Mund zierte der Ausdruck der Gutmüthigkeit. Castelli

war unerschöpflich an Späßen, die er mit dem unveränderlichsten Ernste vortrug; Niemand verstand es so gut wie er, Anekdoten zu improvisiren; Niemand war sinnreicher im Erfinden abenteuerlicher Schwänke, die er sogleich, ohne sich lange zu besinnen, in die Scene setzte. Man wird es schwer glauben, in dieser Zeit des Ernstes und der Trübsal, wo jede Freude, die in's Oeffentliche greift, so hoch verpönt ist, welche Lustigkeit damals über dem Wiener Treiben verbreitet war. Keine Schnurre war zu toll, die nicht ausgeführt wurde, und die grellsten Possen wurden jede Nacht von uns Dilettanten auf der Straße oder in Gasthäusern aufgeführt. Castelli war ihr Dichter und Regisseur, und sein erster Held Deinhardstein, voll Muthwillen und feiner Ironie, der jetzt aber schon lange diese lustige Mine abgelegt hat, und von der Heldenrolle in jenen improvisirten Stücken, sich zu der wichtigern eines Dirigenten des Hoftheaters hinaufgearbeitet hat.

Deinhardstein zeigte in seinem Aeußern mehr von dem Geiste, der ihm inwohnte, als Castelli.

Seinem Gesichte fehlte der Ausdruck der süddeutschen Gutmüthigkeit, es war markirt, ohne im Geringsten hübsch zu seyn, und oft zu satyrischem Lachen verzogen. In Kleidung und Haltung zeigte er nichts von der Eleganz, die Castelli auszeichnete; sie waren nachläßig, cynisch; ein in Wien seltener Fall, und nur dadurch erklärbar, daß Deinhardstein damals nicht in der feinen und höhern Welt Zutritt hatte.

Carl Blum, der zu jener Zeit in Wien lebte, und zu einigen Balleten die Musik componirte, war ein eifriger Besucher der Höhle, obgleich er dort eine ziemlich langweilige Figur spielte und von den Wienern, seines unübertrefflichen Phlegma's wegen, auf ächt wienerisch, das heißt: auf die gutmüthigste Weise, verspottet wurde.

Ein beständiger Gast war ein Mann in weißen Haaren, mit Feueraugen, und slavischem Ausdruck in den Zügen; dies war Adalbert Gyrowetz, dessen Augenarzt und Agnes Sorel damals noch in ganz gut erhaltenem Gedächtnisse waren, da noch der große Vogl wirkte, für den die herrlichen Bariton-

partien in allen diesen Sachen geschrieben waren. Auch Salieri fand man dort, mit einer so liebenswürdigen Bonbommie, wie sie wohl selten bei einem Italiener angetroffen werden wird. Unbegreiflich war es mir in der Ferne zu hören, daß man den greisen Vater des Tarare, zu einer Hofmann'schen Figur stempeln wollte, und ihm Mozart's Vergiftung und Gewissensbisse und den Teufel mit der ganzen Hölle im Gefolge andichtete. Der alte Salieri dichtete und componirte ein allerliebstes italienisches Sonnet für das Gedenkbuch der Ludlamiten, wie sich die Mitglieder der Ludlamshöhle jetzt zu nennen beliebten. — Moscheles, jung und voll Eifer für seine Kunst, fehlte zu jener Zeit nie bei den Versammlungen, und recht herzlich erfreuete es mich, als wir uns einst nach Jahren wiedersahen, und er mich bei dem Namen nannte, den ich in der Höhle führte; denn besondere Namen erhielten wir Alle, wie ich später berichten werde. Wenn ich zu den hier Genannten, noch die Elite der Wiener musikalischen Welt, Künstler erster Größe, Maiseder, Merk, u. s. w. als Mitglieder der Gesellschaft be-

zeichne, und sogar hinzufüge, daß Beethoven selbst manchmal zugegen war, und Theil nahm an der heitern, geistreichen Unterhaltung, so wird man mir wohl einräumen, daß die musikalische Partie, die bei Weitem Interessantere war. Und es entspannen sich oftmals Debatten zwischen den Musikern und den Dichtern, die größtentheils junge Leute waren, die keine Berühmtheit, keine Autorität in die Schaale legen konnten, wie Jene, und nur ihrer geläufigern Suade und ihren bessern Lungen, den Sieg, den sie erfochten, zu verdanken hatten. Grillparzer, nach seiner Sapho, der Abgott der Wiener und der Berühmteste unter den Dichtern, war damals kränkelnd, konnte den Tabaksrauch nicht vertragen und erschien nur selten. Ich erinnere mich nicht ob Herr von Hammer zugegen war. Ein junger Arzt, Alois Jeitteles, der mit Castelli, als Bruder Fatalis den Schicksalsstrumpf strickte, und manch artiges lyrisches Gedicht machte; sein Vetter Ignaz Jeitteles, der sich mehr im Felde der Kritik bewegte, und erst in diesen Tagen ein tüchtiges Werk: das ästhetische Lexi-

con bei Gerold herausgab; Kuffner, ein gemüthlicher Schriftsteller und ein Mann von umfassender Gelehrsamkeit; Lembert, Töpfer, Mitglieder des Burgtheaters und beliebte Lustspieldichter; mehre andere Mitglieder des Burgtheaters, den alten Schwarz an der Spitze; und dann noch ein ganzer Schwarm herrlicher, genialer, heiterer Lebemenschen, und vor Allem du, liebenswürdiger, anspruchsloser und doch so tiefer Schimmer, du Frühgeschiedener, dem ich nach so langer Zeit diesen wehmüthigen Nachruf weihe! —

Schimmer war ein Wiener im rechten Sinne des Worts. Voll tiefen Gefühls für jede Kunst, besonders aber für Musik, über die er ein gesundes Urtheil hatte, das selbst von Männern des Faches, wie sie hier zugegen waren, anerkannt wurde. Aussehen, Haltung, Art und Weise des herzigen Menschen war komisch; er gab sich willig zum Beßten und sah es gerne wenn man über ihn lachte. Wenn die so oft in Norddeutschland gemißbrauchten Worte: harmlos und gemüthlich, je ihre richtige Anwendung finden sollten, so war es hier.

Nur fremde, rohe Anmaßung konnte diese gutmüthige Natur zum Zorn aufregen, doch bald war Alles wieder vorbei, und ein Gelächter verwischte die Aufwallung bis auf die leisesten Spuren. Schimmer ist jung gestorben. —

Jeder Fremde, der ein Mitglied der Höhle kannte, ließ sich sogleich einführen; und sie war in Ost und West, in Süd und Nord des Vaterlandes so berühmt worden, daß man eifrig nach dieser Ehre geizte. Es war die leichteste Art mit Allem in Berührung zu kommen, was Wien an Künstlern und Schriftstellern en vogue zu jener Zeit besaß; und obgleich die Sitzungen nach den bestehenden Polizeigesetzen nicht bei verschlossenen Thüren gehalten werden durften, sondern an allen Debatten, wenn auch stillschweigend, doch die ganze anwesende Gesellschaft des Haidvogl'schen Bierhauses, die sich dann vor der geöffneten Höhle horchend einfand, theil nehmen konnte; so war die Polizei dennoch leutselig genug die Ludlamshöhle in besondere Affection zu nehmen, und wenn man sich nach der Wohnung von Diesem oder Jenem auf dem Fremden-

büreau erkundigte, so pflegte lächelnd die Antwort gegeben zu werden: „den werden Sie am sichersten in der Ludlamshöhle finden!"

Und doch war der Zeitpunkt nicht fern, wo selbst dieser unschuldige Scherz den Argwohn erregte, wo man der Meinung war, es könne hoher Ernst sich unter der Narrenkappe bergen; wo man die heitern Documente geistreicher Narrheit mit schweren Amtssiegeln belegte und vor Gericht schleppte, und die lustigen Vorstände der weltberühmten Innung in's Verhör nahm, als handle es sich hier um Demagogen und Carbonari, die das Gleichgewicht der Welt zu zerstören beabsichtigten.

Der Zuwachs, den die Gesellschaft täglich erhielt, schien es nöthig zu machen, ihr eine festere Gestaltung zu geben, und nun sann man auf Scherze, um die Formen der Aufnahme und Einweihung anderer geschlossenen Gesellschaften, auf eine ergötzliche Weise zu parodiren. Man schritt zur Wahl eines Vorstandes, der in der Person des Hofschauspielers Schwarz einen würdigen Repräsentanten fand, und mit dem Ehrentitel eines Cha-

lifen bekleidet wurde. Die Mitglieder erhielten besondere Höhlennamen, und Gesetze mannichfacher Art wurden gegeben. Es waren fröhliche Stunden, wo diese Einrichtungen getroffen wurden. Laune, Witze, Tollheiten wurden aufgeboten, um die Ludlamshöhle auf ordentliche Weise zu constituiren.

Welche Eingebungen schufen die Namen: Cif Charon der Höhlenzote, Haggi Bio'n von Wudidlhé, Glazzo Barbirimi di Lanzetta, Tasto der Kälberfuß, Roller der Unbegreifliche, Salami di Sardele, Conte di Salada, Blut von Sine, Rossini von Nowgorod, Nils das Nordenkind, Faifer von Faifersheim und so viele Andre noch! Die sehr sinnvolle Erklärung dieser Namen würde zu weitläuftig seyn und wird mir daher erlassen werden. Nur des Chalifen Namen Deutung erlaube ich mir noch, des großen „Rauchmar des Zigaringers." Wer jemals des hohen Glückes theilhaft ward, Ihn zu sehen mit der unveränderlichen Miene, in der Beschauung versunken, wenn der bläuliche, leichte Dampf um das Vorgebirge der Nase schwebte, deren Röthe wie Sonnenaufgang durch den leichten

Duft des Morgens strahlte; wer die stieren Augen je beobachtet hat, die nur auf diese Nasenspitze und diesen Dampf gerichtet waren, unbekümmert um das Treiben der Thoren umher, diesen Mund der zwischen festverschlossenen Lippen die glimmende Cigarre hielt, und sie nicht los ließ, wie der Geliebte der sich an der Lippe seines Mädchens festgesogen, der wird es begreifen können, warum dieser Mann „Rauchmar der Zigaringer" heißen mußte und nicht anders. Wären die Verhältnisse nicht so augenscheinlich verschieden gewesen, man hätte das bekannte Shakespear'sche Wort parodirend ausrufen können „Jeder Zoll eine Cigarre!"; so klingt aber der Vergleich besser: „der Mann und seine Cigarre waren Eins!" Und er war uns ein liebender Vater! Gewöhnlich nannte er uns „liebe Kinder!" und that was wir wollten; wir ehrten und liebten ihn aber auch dafür; von Widersetzlichkeit war nie die Rede. „Der Chalif will es so," war genug auch den Eigensinnigsten zur Ordnung zurückzuführen. Epigramme und Scherze auf rothe Nasen wurden stets huldreich verziehen; die Spöt-

ter mußten doch am Ende schweigen, denn die Nase wurde nicht weiß, und ihr Witz schliff sich ab an diesem Felsen von rothem Urgranit. Ein Naseweiß als Chalif würde uns auch nicht im Geringsten behagt haben, und deshalb hatten wir eben mit ganz besonderer Vorsicht eine Nase gewählt, deren ächter Carmin, nach langjähriger Erfahrung, in allen politischen, tellurischen und siderischen Constellationen sich als ächt bewährt und Farbe gehalten hatte. Castelli's Epigramme auf diesen geliebten Gegenstand, erschienen damals als passende und geschmackvolle Gelegenheitsgedichte; und selbst Legenden vom „rothen Mohren," die aus alten Archiven aufgestöbert wurden, erhielten ihre leichte und gefällige Deutung. Einst an einem schönen Abende verließen wir, nach vollständiger Sitzung, die Ludlamshöhle mit einem muthwilligen Streiche. Das war nichts Seltenes! Unser Chalif war, trotz des Lärmens, den wir machten, eingeschlafen, denn die Sitzung hatte lange gewährt; im äußern Zimmer des Bierhauses, war es ganz leer geworden, und diese Gelegenheit zu einladend. Wir löschten

lachend und scherzend die Lichter, stellten Tische und Stühle vor die Thür und liefen davon, um unten auf der Straße das schöne Erwachen unsers Hauptes in Geduld abzuwarten. Wir mußten lange warten, endlich dröhnte ein dumpfes Brüllen in unser Ohr, dem alsbald ein tolles Gepolter folgte; fluchend und schreiend keuchte der Chalif die Treppe hinab, und ich glaube, daß wenn er Einen von uns im Schlossergässel gefunden hätte, das erste Blut den Frieden seines Chalifats befleckt haben würde. Zum Glück aber ließen wir uns in dem engen, finstern Gäßchen nicht fangen, sondern eilten lichteren Regionen zu, wo uns der Zorn des Höchsten nicht mit seinem ganzen Gewicht treffen konnte, und wo sich Alles nur auf einige leis herausgestoßene Schimpfworte beschränken mußte, da unser würdiger Chalif am dritten Orte nie die äußern Wohlanständigkeit verletzte.

Ein brillant erleuchtetes Kaffeehaus an der Augustinerbastei lockte uns an, und wir beschlossen nach unserer Weise dort unsern Einzug zu halten. Es war schon spät und bis auf einige wenige Gäste,

die theils Billard spielten, theils die Zeitung lasen, waren die Säle leer. Wir zwanzig an der Zahl traten nun Einer nach dem Andern ein, bestellten ein Glas Punsch und wunderten uns die Andern bereits anzutreffen. Dieser Spaß setzte die ruhigen Gäste in nicht geringe Verlegenheit; so wie der achte, neunte, zehnte erschien, wurden Billard und Zeitung verlassen, das Eintreten des Zwanzigsten nicht abgewartet, und uns Ludlamiten willig das Feld geräumt. Wer dürfte sich heute wohl solche Scherze in irgend einer deutschen Stadt unterfangen? und damals trieben wir es so und noch ärger in dem prächtigen, eleganten Wien, so verrufen wegen seiner Polizei, als lebten wir in dem obscursten deutschen Universitätsstädtchen, das ganz von der Willkühr der Herrn Studenten abhängt, weil es durch sie allein existirt. Die lustige Laune, die uns Alle an jenem Abend erfüllte, war indeß nicht sobald erschöpft und sollte noch Tolleres gebähren. Wir entwarfen den Plan zu einem großen Drama, dessen Held der Chalif selbst seyn sollte, und das den Titel erhielt: „Wahnsinn und Stock-

fischfang.“ Fünf Acte wurden verabredet, die von fünf verschiedenen Autoren bearbeitet werden sollten; doch Keiner durfte von dem Werke des Andern Kenntniß erhalten. Castelli, Deinhardstein, Kuffner, Jeitteles und ich waren die Dichter des Stückes. Aber auch zur Wahl der Kritiker wurde geschritten, die ihr Urtheil, ohne das Werk zu kennen, niederschreiben mußten, und unter diesen befand sich Schneller. Moscheles, Blum, Gyrowetz componirten die Lieder und Chöre und ein Abend wurde bestimmt; wo das Werk in's Leben treten, d. h. vorgelesen und vorgesungen werden sollte. Ganz besonders zeichnete sich der Eingangschor der Stockfische, zum Preise des rothen Mohren, von Castelli und Moscheles aus.

Auch ein Gedenkbuch wurde gestiftet, worin die kunstverständigen Mitglieder Ludlam's ihre Zeichnungen, Dichtungen und Kompositionen niederlegten, und wo nun so manche theuere Reliquie enthalten ist. Jeder der Einmal in der Höhle war, mußte sich in das Gedenkbuch schreiben, und da konnte es denn nicht fehlen, daß Mancher in Ver-

legenheit kam, neben berühmten Namen und pikanten Einfällen etwas Passendes zu bringen. Besonders war dies bei den Musikern der Fall, die sich in der Absicht einführen ließen, Leute von der Feder zu gewinnen, wenn sie sich in Wien hören zu lassen beabsichtigten, die aber selbst nur sehr unvollkommen mit der Feder umzugehen wußten. Diese wandten sich dann ängstlich an diesen oder jenen der anwesenden Schriftsteller um sich Raths zu erholen, und um nun ein für Allemal sich dieser Last zu entledigen, wurde ein bombastischer, hohl klingender Satz erfunden, und fürder Jedem zugeflüstert, der des Gedenkbuches wegen, in Verlegenheit gerieth. Es war höchst lustig beim Durchblättern recht oft auf diesen Satz zu stoßen und dann gewöhnlich einen Namen darunter zu lesen, der sich unter die Vormundschaft eines losen Spaßvogels hatte begeben müssen.

Nach dem Gedenkbuch kam eine Zeitschrift auf, worin die interessantesten Artikel standen, leichte Scherze, himmlische Dummheiten, unbegreiflicher

Wahnsinn. Unter Andern ist mir folgender Scherz Castelli's noch gegenwärtig:

Impromptü an meinen Freund X. als er nieste.

Prosit! —

Auch Zeichnungen lagen dem Blatte bei. —

Nach mehren glücklich verlebten Monaten in Wien, reiste ich nach Brünn. Ohne mündlich von meinen Freunden Abschied zu nehmen, sandte ich eine Karte in die Ludlamshöhle, an einem Abende, wo eben feierliche Versammlung gehalten wurde, mit den Worten:

Der Schuhmacher Ahasverus aus Jerusalem.

p. p. c.

Erst lange nachher erfuhr ich, welche trübe Stimmung diese Karte an jenem Abend erregte; man deutete mein Verschwinden auf romantische Weise, und trauete mir den tragischen Humor zu, mit diesem originellen Scherze aus der Welt gegangen zu seyn.

Zu den Spässen, die in der Ludlamshöhle geschmiedet wurden, gehörten auch die, schwülstige

Sonnete, oder alterthümliche Balladen zu ersinnen und sie dann irgend einer Redaction zu senden, mit dem Gesuche sie aufzunehmen. Bäuerle wurde dadurch oft hinter's Licht geführt. Einst sandte man ihm ein Sonnet, voll der schönsten Floskeln, richtig gemessen und wohlgereimt. Es war „Sonnenaufgang" betitelt, und jede Zeile sagte eben nichts Anders, als daß die Sonne aufgegangen sey. Das Sonnet war von Verschiedenen zeilenweise verfertigt worden. Welche Freude erregte es dann in Ludlam, das treffliche Machwerk in dem nächsten Stück der Theaterzeitung abgedruckt zu sehen und darunter eine Note des trefflichen Herrn Bäuerle zu lesen: „daß er sich durch dergleichen Einsendungen hochgeehrt und geschmeichelt fühle und recht sehr den Dichter ersuche damit vorzufahren."

Nachdem dies lustige Wirken und Treiben der Ludlam eine lange Zeit bestanden hatte und selbst bedeutende Staatsbeamte, (in Oesterreich ein inhaltschweres Wort) in ihrem Heiligthume sah; nachdem durch die vielen Fremden, die dort aufgenommen wurden, und ihren Ruf in allen Landen ver-

breiteten, ihre Celebrität weit und breit gediehen war, erschienen an einem schönen Tage die Männer der Gewalt, die sich der Korrespondenz, des Gedenkbuches, der Zeitung, kurz des ganzen Archivs bemächtigten und die Pforten für immer schlossen. „Die lustige Landmannschaft" hatte aufgehört. Während draußen Demagogie und schreckliche Untersuchungen ihr finstres Wesen trieben, vertändelten wir in Oesterreich unsere Zeit mit artigen Scherzen, wie sie Boccaccio ersann, um zur Zeit der Pest seine edle florentinische Gesellschaft damit zu erheitern.

So war Wien wie ich es im Jahre 1818 fand. Ich gab die Hälfte meiner Briefe nicht ab, und versäumte die angenehmsten Häuser, um der Ludlamshöhle ganz anzugehören; es war eine Wuth; man gefiel sich nirgends wohl als da. Und besuchte man andre Gesellschaften, so sprach man doch sicher im Nachhausegehen in der Höhle ein, und war gewiß, auch noch so spät, seine Leute dort zu finden.

Die Witze der Ludlamshöhle kursirten damals

in den ersten Zirkeln Wien's, und die feinsten Damen ließen sich Bülletins der dortigen Verhandlungen mittheilen; ein bekannter Spaßmacher, der in verschiedenen Städten vom Witzmachen lebte, hat jahrelang seine versiegende Ader durch Ausbeutung der Ludlamsscherze im Fluß erhalten, und dadurch Aufsehen erregt.

Nach langer Zeit, als sich zufällig mehre ehemalige Mitglieder der Ludlam in Hamburg zusammenfanden, wurde ein ähnlicher Verein in der freien Hansestadt versucht. Namen, Gedenkbuch, Lieder, Zeitung, Alles wurde erneuert; statt des Chalifen wurde ein Inca erwählt und „Dumien" zählte seine Künstler, Schriftsteller, Gelehrte, Beamte und Kaufleute. Aber wie artete die ursprüngliche Idee doch so bald aus! Statt der Scherze, ernste Debatten, Gesetzesentwürfe, Reden; ein glänzendes Local, splendide Soupers, endlich sogar Kartenspiel — mit diesem wurde der Verein zu Grabe gebracht. Deutschlands Norden ist nicht für den harmlosen Scherz; es steht den Söhnen Holsteins nicht gut an, wenn sie mit Art wahnsinnig seyn

wollen. Das hat der Süden voraus; er ist phantastischer.

Hamburg ist gastfrei und reich, aber Wien ist dabei sorglos und lustig. Hamburg und Wien sind die einzigen Großstädte die Deutschland aufweisen kann. Dies findet Jeder, der große Städte kennt, und nicht zufällig ein geborener Berliner ist. —

V.

Der Gast auf Ottocar's Burg.

Die Rüstungen gegen Rußland hatten begonnen, und wir sahen die Franzosen zum zweiten Male Preußen überschwemmen. Ich wohnte bei einem Freunde auf dem Lande, dessen Gut seitwärts von der großen Heerstraße lag, um dem wilden Treiben der Fremden zu entgehen, und so waren wir bereits mehre Wochen dahingeflossen, als lebten uns mitten im Frieden.

Eines Tages trat mein gastfreundlicher Wirth ungewöhnlich früh und völlig angekleidet in mein Zimmer. „Ich muß wegen eines wichtigen Geschäfts nach Königsberg," sagte er, „begleite mich,

es ist mir angenehm.“ Ich nahm seine Einladung an.

Nach einigen Stunden hatten uns die tüchtigen Pferde zur Stadt gebracht. Mein Freund ging seinen Geschäften nach, ich schlenderte durch die Straßen, mich mannichfaltigen Gedanken überlassend. Auf dem Platze vor dem Schlosse war ein seltsames Gedränge. Die Menschen standen lautlos da und reckten die Hälse empor. Meine Blicke folgten und richteten sich unwillkührlich auf die Spitze des ehrwürdigen Schloßthurms. Ein großer Stoßvogel saß auf einem vorspringenden Mauersteine und rupfte sich zum Frühstücke eine Taube. Der Erstere kam, von unten gesehen, an Größe kaum einer Taube gleich, die letztere sah einem Sperlinge ähnlich. Auf dem Mauersteine war er jedem rächenden Geschosse unerreichbar, und was half's auch, ihn zu tödten, das Täubchen war zerrissen! —

Ein Geräusch an meiner Seite zog meine Blicke aus den Luftregionen zur Erde. Es war ein bekannter Taubenliebhaber, der in der Zerrissenen

den schönsten Mohrenkopf seines Schlages erkannt zu haben glaubte und wie wenn der Kopf ihn brannte, lautfluchend nach Hause lief.

Es entstand ein Gemurmel darüber und ein Drängen, und französische Garden näherten sich, um die Ursache zu erforschen. Nun erst fielen meine Blicke auf diese und auf die furchtbare Ehrenwache die unter dem Gewehr stand. Dies deutete auf einen sehr vornehmen Gast, der in Ottocar's Burg zur Zeit hauste. Neugierig fragte ich meinen Nachbar, was das zu bedeuten habe?

„Je nun, Sie stehen hier und wissen es nicht?" erwiderte er befremdet. — „Ich sah nach dem Stößer dort oben!" sagte ich. — „Ei was, Stößer!" brummte er, indem er mich seitwärts anschielte, und von mir wegging. In demselben Augenblicke bildeten Soldaten Spalier; ein Laufen und Rennen begann auf allen Punkten. Offiziere sprengten fort. Reichgekleidete Bediente führten Pferde vor und wieder weg. Ich hatte mich so ziemlich vorgedrängt, um Alles in Augenschein zu nehmen, aber fragen wollte ich nicht, seitdem der

ehrliche Königsberger mich so mißtrauisch angeschielt hatte. Plötzlich brach der Ruf: **Vive l'Empereur!** wie ein fernhinhallendes Ungewitter los. Ich sah mich um, an meiner Seite wühlten ein Paar bleiche Gesichter ihre Blicke in den Boden, alle Andern starrten hinan, ich folgte und erblickte nun Napoleon selbst, am Fenster stehend. Kein Dank, keine Bewegung wurde an ihm sichtbar. Die tiefste Stille folgte auch sogleich dem Ausbruch des lautesten Jubels. Ich sah Napoleon starr und unverwandt an, bis er uns schnell den Rücken kehrte, und vom Fenster verschwand. Das Fallstaff'sche „Futter für Pulver" konnte ich nicht aus den Gedanken bringen. Mir war's, als müsse er das in dem Augenblicke gedacht haben.

Nun sah Alles nach dem Portale, wo mehre Reitpferde gehalten wurden und wo man in Gedanken den Kaiser jeden Augenblick herunter kommen sah, um den guten Königsbergern das Schauspiel des Aufsteigens und Wegreitens zu geben. Aber wir warteten und warteten vergebens, bis die Trommeln wirbelten, die spalierbildenden

Truppen abzogen, die Ehrenwache mit den Gewehren, in die für sie eingerichteten Zimmer des Erdgeschosses sich zurückzog und die Menge unter lautem Gemurmel durcheinander zu wogen begann. Napoleon war in dem innern Schloßhofe aufgestiegen und durch eine andre Straße fortgeritten. Es kam mir so vor, als liebte der Mann das Aufsehen nicht. —

Das Bild Napoleons beschäftigte mich, und ich ging zwecklos durch einige Straßen, ohne bemerkt zu haben, daß bereits mehre Stunden vergangen waren. Plötzlich strömt mir eine Menschenmasse entgegen. Reiter mit gezogenem Säbel, Mameluken mit gespanntem Schießgewehr, sprengen vorüber. Man glaubt, es nahe ein Despot des Orients. Diese Täuschung erreicht ihre Vollendung, als man in den Strahlen einer höchst glänzenden Umgebung einen stattlich schönen Reiter, in bizarrem Costüm, mit Turban und Reiherfeder hoch zu Roß, einhersprengen sieht. Dies war der späterhin so unglückliche Joachim Mürat. Mit einem Schlage donnert's wieder: **Vive l'Empereur!**

zwei, drei Mal. Napoleon kehrt von seinem Spazierritt heim. Dieselbe Ruhe in seinen Mienen. So wie er vorüber ist, schweigt der Ruf. Ein Haufe Mameluken reitet auf wilden Thieren hinter ihm. Auf keuchendem Roß sprang nun, von Schweiß triefend, ein schwarzgekleideter Reiter einher. Er sieht mich, nickt freundlich und ruft mir zu: „Komm' heut Abend zu G., ich habe dir Dinge zu erzählen!" und somit sprengt er dem Zuge nach und schließt sich — ich sehe es deutlich — dem Mamelukenführer an. Ein neues Räthsel. Was hat mein ehrlicher Schulkamerad mit diesem Zuge zu schaffen? Ich erwartete den Abend mit Sehnsucht und gehe in's G.'sche Kaffeehaus, wo ich mich in's zweite Zimmer, in die gewohnte Ecke setze, um meinen Freund zu erwarten.

Mit dem Rufe: „Abgelöst!" sprang er bald darauf lachend herein.

„Wer bin ich?" fragte er mich, indem er die Arme in die Seite stemmte. „Siehst du mir's

wohl an, daß ich erster **Guide de l'Empereur** seit ungefähr acht Tagen bin? Ich habe dir zugerufen, daß ich dir Dinge zu erzählen habe, und nun will ich loslegen, und sollt' es die ganze Nacht dauern. Zuhören sollst du mir schon, denn es wird dich interessiren, daß dein Freund nun auch eine Rolle in der Weltgeschichte spielt und vielleicht einmal seine Denkwürdigkeiten herausgeben kann. Also vernimm, wie ich zu meiner Celebrität gelangt bin. Ich muß wohl vom Ei anfangen, da du alle großen Begebenheiten dieser Zeit in deinem Malepartus gänzlich verschlafen hast."

„Mit der officiellen Nachricht von der Ankunft des Kaisers kam zugleich die Weisung, mehre junge Leute von guter Familie, die fertig französisch parlirten, brav reiten konnten, und in Stadt und Gegend gut Bescheid wußten, zu erwählen, um Napoleon während seiner Anwesenheit zu begleiten, und ihm, mit einem Worte, die beste Richtung bei seinen Ausflügen zu geben; du siehst eine Art reitenden Hofmeisters für den großen Mann. Da ich alle jene Eigenschaften im vollkommensten Maße

besaß, so war ich unter der Zahl der Erwählten. Noch war aber Napoleon nicht da, als die Guide's schon auf's Schloß citirt wurden. Wir fanden etliche Herren des Magistrats, nicht ohne einige Verlegenheit. Eine hohe Person aus des Kaisers nächster Umgebung war angekommen und hatte den Befehl überbracht, Napoleon wolle in dem Hause residiren, das die Königin Luise einst bei ihrem Aufenthalte in Königsberg bewohnt hatte. Allen fiel sogleich das schöne Landhaus des Humoristen Hippel, mit seinem so sinnig angelegten Park ein, welches nunmehr einer andern Familie zugehörte. Die Einrichtung dieses Hauses konnte wohl der gemüthvollen, allen Glanz verschmähenden, durch Unglück niedergebeugten deutschen Fürstin genügen, aber dem Mächtigen im Uebermaße des Glücks, den Anforderungen der ihn begleitenden Fürsten und Krieger, den Anmaßungen seines Hofstaates schien dies Haus keine Befriedigung gewähren zu können.

Das Zusammenstecken der Köpfe, das Hin- und Herreden half jedoch nichts; der Befehl war da und es mußten zu seiner Vollziehung alle An-

stalten getroffen werden. Die besten Zimmer wurden in Eile mit Sammt und Seidenstoffen köstlich tapezirt; Meubel und Ausschmückungen aller Art herbeigeschafft und so ward das eigentliche Wohnhaus zur Aufnahme des hohen Gastes nach Kräften würdig hergestellt.

Nun erhielt man die Liste des Gefolges, und mit ihr die Liste neuer Verlegenheiten. Die nächsten Umgebungen des Wohnhauses waren armselige Hütten, von Landleuten bewohnt, die nur die gewöhnlichsten Bedürfnisse kannten und diese sollten französische Großwürdenträger aufnehmen. Man verzweifelte an der Ausführung, weil aber der Befehl da war, so mußte dazu geschritten werden. Die Belegung der Häuschen wurde vorgenommen. Auf eines kamen oft zwei Marschälle und ein König. Berthier sollte in einem Dachstübchen, Caulaincourt auf dem Boden, Mürat neben einem Backofen wohnen. Die Herren, die dies Alles so veranstaltet hatten, wischten sich den Schweiß von der Stirn und sahen, was sie gemacht hatten und sich dessen freuend, kehrten sie zur Stadt zurück.

Da war aber mittlerweile ein hoher Gast, als Vorläufer des Höhern eingetroffen. Der Oberceremonienmeister Graf Ségur empfing die Herren im großen Saale des Schlosses. Er, der mit Ceremonien ungemein gut umzuspringen wissen mußte, machte hier deren wenig. Er fragte kurz, ob dem Befehle Sr. Kaiserlichen Majestät nachgekommen worden wäre und das Hotel, welches die verstorbene Königin bewohnt, zu dessen Aufnahme bereit sey. Auf die Bejahung dieser Frage warf sich Se. Excellenz in den Wagen, einige Herren der Behörde und meine Wenigkeit als Guide stiegen hinein und nun ging's den langen Steindamm hinunter, dem alten Thore zu. Nicht zweifelhaft konnte man über das Mißfallen bleiben, welches sich Sr. Excellenz bei dieser Gelegenheit bemächtigte. Er fragte zu mehren Malen, ob denn die Königin auf dem Lande gewohnt habe? welches jederzeit mit dem höflichsten Ja beantwortet wurde. Man kam an, stieg aus, und Graf Ségur's Unwillen wuchs zusehends. Ein Mißverständniß mußte hier zum Grunde liegen, und nicht lange — so war's ent-

deckt. Die Königin hatte wohl einst mit dem Könige diesen Garten bewohnt; doch auch allein wohnte sie, bei einem frühern Besuche in dem geräumigen Palais des Landhofmeisters des Königreichs in einer der schönsten Straßen der Stadt. Diese Residenz war es die Napoleon gemeint hatte. Daran hatte Niemand gedacht, weil Alle Napoleon sich eine kurze Zeit als Geßner'schen Idyllenschäfer gern mochten geträumt haben, der Vergnügen daran findet, in den kleinen Labyrinthen des Hippel'schen Gartens auf gelbem Kies einherzuschlendern, um die zahllos angebrachten Reimsprüche und Inschriften sich von Einem aus seinem Gefolge ablesen und übersetzen zu lassen. Dies war jedoch eine kurze Täuschung, welcher eine furchtbare Verlegenheit folgte.

Der Kaiser war vor den Thoren und seine Wohnung noch nicht im Stande. Denn der süße Traum, Berthier, Caulaincourt und Mürat im kleinen Häuschen, in friedlicher Eintracht, um den Tisch der ehrlichen Bauernfamilie sitzen zu sehen, war schnell zerstört worden. In größter Eile wur-

den Meubel u. s. w. nach der Stadt und in das Schloß gebracht, welches zur Aufnahme eines Monarchen doch an und für sich schon geeigneter war, weil das Palais des Landhofmeisters in so kurzer Zeit einzurichten unmöglich schien.

Napoleons Equipage war bereits angekommen. Man schritt dazu, die verschiedenen Gegenstände seiner Hofhaltung, wie seiner Toilette unter Dach zu bringen. Sein Reise-Necessaire von Gold, mehre Gegenstände, die wir von Zinn und Porzellan zu sehen gewohnt, und die zu niedrigem Dienst bestimmt sind, von demselben Metalle, einige abgetragene grüne Uniformen und verschiedene Exemplare des welthistorischen Hütchens.

Nicht ohne Stolz, der lächerlich wie jeder Andre war, bewegte ich mich in den hohen Gemächern unter diesen Gegenständen. Ich fragte mich, ob ich denn noch derselbe war. Mich dünkte, ich sey durch die hohe Fluth der Zeitereignisse selbst zu einer bedeutenden Höhe getragen, ich wähnte, am Hofe zu Paris eine Charge zu bekleiden und wenn auch keiner der grand-dignitaires, doch mindestens einer

der angesehensten grand-vautriens des kaiserlichen Hauses zu seyn.

Ich stellte mich eben vor einen der langen Spiegel, um mein ganzes Ich mit einem Male zu überblicken, ob ich denn gar nichts von Auszeichnung in irgend einem Knopf- oder andern Loche bemerkte, als ich wie vom Schlage gerührt, erstarrt, den Mund wie zum Schreien geöffnet, stehen blieb. Ich erblickte nämlich einen jener Napoleonshütchen auf meinem Kopfe, gerade so aufgesetzt, wie Er sie aufzusetzen pflegte. Ein lautes Gelächter weckte mich aus der Betäubung, worein mich der erste Anblick versetzt hatte, und da ich den Kopf wendete, gewahrte ich einen freundlichen alten Herrn der Stadtbehörde, der sich — unbelauscht wie wir waren — den Spaß gemacht hatte, mir den Hut des Weltbezwingers aufzusetzen. Ich muß gestehen, ich sah ihm in dem Hute ähnlich, konnte mich aber nicht lange dieser Aehnlichkeit erfreuen, denn ein lautes Geräusch in den Vorzimmern erregte unsre Aufmerksamkeit und ich legte den Hut an seinen Platz. Die Flügelthüren wurden aufgerissen und

die Eintretenden meldeten die Ankunft des Kaisers. In Eile drängten wir uns hinter die geöffnete Thür. Eine Menge Diener eilte voraus. Adjutanten, Fürsten in glänzenden Uniformen, stellten sich ehrerbietig auf. Endlich erschien Er, unscheinbar wie immer gekleidet, festen Schrittes, unter dem der Boden zu dröhnen schien.

Napoleon hatte sich in die innern Gemächer begeben und nun war unsers Bleibens in den Vorzimmern nicht mehr. Ich durchstrich gedankenvoll die Gänge und gerieth in die Küche, wo eben das kaiserliche Dejeuner zubereitet wurde.

Ich näherte mich einer langen, weißbedeckten Tafel, von den Aromen mehrer dampfenden Schüsseln angelockt, als ein „Zurück da!" zweier bärtigen Grenadiere mich davon zurückschreckte. „Dies ist das Dejeuner des Kaisers," flisterte mir ein freundlicher Pariser Küchenjunge zu, „und die Grenadiere halten Wache, damit kein unbeliebtes Gewürz aus Versehen in die Speisen gestreut werden möge." —

Ich zog mich zurück und wandte meine Auf-

merksamkeit auf Andere nicht minder bemerkenswerthe Gegenstände hin. Da sprangen Lakaien in die Küche und donnerten „Qu'on serve!" und sogleich setzten sich die sämmtlichen Gänge des erlauchten Frühstücks von Lakaien in schwerer Livree getragen und von Grenadieren escortirt, nach den kaiserlichen Gemächern in Bewegung. Der Zug war mir so imposant, daß ich — als er bei mir vorüber kam — vor den Braten, Gélés, hors d'oeuvres, und entremets, einen tiefen Bückling machte. Sie sollten ja von den mächtigen Kinnladen zermalmt werden, wie so manches Andre im geliebten Vaterlande, und das mochte wohl jenes seltsame Gefühl in mir erregt haben.

Wie ich denn nun von Natur ein Träumer bin, so stand ich wieder träumend da, dem Zuge die Treppe hinan nachsehend, wie oben die dienstthuenden Pagen und Kämmerlinge die Schüsseln von den Lakaien in Empfang nahmen, um sie den Großwürdenträgern zu überantworten, und so die, an den schmutzigen Schlacken des Herdes bereiteten

Speisen in immer reinere Hände, bis zu der Region des Lichtes gelangen zu lassen.

Da zupfte mich Jemand am Rockschooße und wie ich mich umdrehe, ist es ein Page, der mich einladet, an dem Frühstücke der Hausoffiziere des Kaisers Theil zu nehmen. In meiner Eigenschaft als Guide, wohlverstanden!

Das war ein Frühstück! Besser zubereitet sind mir noch nie preußische Landesproducte vorgesetzt worden. Diese Kartoffeln hättest du sehen sollen und selbst unsere grauen Erbsen hatten eine französische Tournüre angenommen, daß sie fast nicht zu erkennen waren. Das Gespräch war laut und allgemein. Man lachte über den mißverstandenen Befehl, und daß man sich eingebildet habe, Lakaien Sr. Majestät in preußische Bauernhäuser einquartieren zu können. Von dem Uebelstande mit den Prinzen und Generalen war hier natürlich nicht die Rede.

Da trat plötzlich ein diensthuender Schranze mit dem Befehle ein, der Kaiser werde am Nachmittage den Hafen von Pillau besuchen, und Mund-

köche und Guide's müßten ihm dahin folgen. Fluchend über die bevorstehende Reise in dem unwirthbaren Lande — so nannten die Gäste mein liebes Ostpreußen — ward das Frühstück beendet und alsbald wurden die Anstalten zur Abfahrt getroffen.

Hier brach mein Freund plötzlich ab. „Die Stunde ruft, ich muß auf's Schloß," sagte er mit wichtiger Miene. „Mehres noch steht zu Diensten, wenn die Zeit der Ruhe wiedergekehrt seyn wird; ich sehe sie schon im Geiste, die ganze Kette der unbedeutendsten Begebenheiten, kaum des Behaltens werth, aufgezeichnet und der Presse übergeben. Wenn nur Napoleon dabei genannt werden kann, so gibt's doch ein Memoirchen!" — und somit seyen dann im Voraus meine „Mémoires d'un ancien guide de l'Empéreur, ou les événemens des trois jours, hiemit feierlichst angekündigt. Adieu!

Er eilte davon und ich sah am folgenden Tage den Kaiser in einer offenen Halbchaise fortreisen, die Garden von der Wache ziehen, und ging in mein stilles Asyl bei Bartenstein zurück.

VI.

Natalina.

(Warschau. 1814.)

Der glücklichen Morgen, die ich in deinen veröde-ten Hallen verlebte, prächtiges Willanow! Ich versetzte mich in jene Zeit, da eine königliche Hof-haltung dich belebte; ich saß stundenlang in den luftigen Bogengängen, wo die Thaten der polni-schen Helden von geschickten Malern verewigt wer-den sollten, und nun von den nördlichen Wintern, von Sturm und Schneegestöber, nach so kurzer Dauer schon fast zerstört waren; ich strich durch deine weiten Säle, einst üppige Prachtgemächer, wo mich nun aus jedem Winkel Zerstörung an-

blickte. Mein Herz war trüb gestimmt — ich warf mich ermüdet auf ein altes Ruhebett. Staub und Käfer, wie aus Wagner's altem Schlafrock aufgestöbert, umsausten mich; sie sangen nicht so vernehmliche Worte, wie der Dichter sie ihnen verlieh, aber ich verstand sie dennoch. Ich schloß die Augen und träumte ein Stück Geschichte, da kam Natalia . . . . . .

„Was machst du hier, in dem alten verzauberten Schlosse?" sagte sie mit ihrer lieblichen Stimme, mit dem weichen sarmatischen Accente. Und sie zog mich fort durch den Garten, nach dem Abhange, wo wir auf weichen Wiesenpfaden, unter hohen Ulmen und Buchen, längs dem murmelnden Bache dahingingen.

Ein anmuthiges Gebäude liegt vor uns; eine italienische Villa, nur mäßig groß aber geschmackvoll und in schönen Verhältnissen. Es ist Natalina, der holden Gattin des reichen Grafen Potocki zu Ehren so genannt. Auch sie hieß Natalia.

„Du wirst mir kein solches Schloß jemals bauen," sprach Natalia.

„Um so zärtlich zu seyn, muß man Millionen besitzen.“ —

Der Graf und die Gräfin hatten Europa durchzogen. Jeder Ort, der in der jungen Gattin schönem Gemüthe eine schöne Empfindung hervorgerufen, wurde hier nachgezaubert. Die polnische Sandsteppe lieh sich willig zu Allem und das Paradies erstand. Wir glaubten uns an die Ufer der Brenta versetzt, und selbst die Schweiz hatten wir vor Augen. Dort jenes reinliche, krausgeschnitzte und buntangestrichene Haus von Holz, wo das Wasser über Steinblöcke braust, und die fetten Kühe im mannshohen Grase waten.

Treten wir in das Schloß! —

Wir stehen in einem sechseckigen Zimmer; an jeder Wand ist ein liebliches Gemälde aufgehängt; sechs Idyllen in reichgoldenen Rahmen, unter hellem Glase. Welcher Meister hat sie gemalt? Die Täuschung ist zauberisch! Diese durchsichtigen Schatten, dieses Sonnenlicht, und die wunderbaren Tinten, die dazwischen ruhen, und den Bildern den namenlosen Reiz verleihen. Mitten im

Gemache steht der Divan; wie man sich dreht und wendet, immer fällt der Blick auf einen schönen Gegenstand. Aber was ist das? Die Bilder bewegen sich — die Schatten fliegen vorüber — die Sonne erhellt diesen Punkt, nun jenen — das ist eine neue Art von **Tableaux vivants**! — Natalia lächelte und erklärte mir die Zauberei. —

Das Zimmer lag in einem freistehenden Thurm, nach welchem sechs verschiedene Alleen, nach den Richtungen der Fenster liefen. Diese Fenster waren rund, bestanden nur aus einer einzigen Scheibe, und waren von einem breiten Goldrahmen, wie ein Bild umgeben. Aus einem Jeden blickte man nach einer andern Allee, an deren Ende sich nun stets irgend eine malerische Aussicht zeigte. Bald ein Schweizerhaus, ein Weiher mit Schwänen, von Hügeln eingefaßt, eine Schaafheerde am Abhange weidend u. s. w. Man kann sich kaum vorstellen wie artig diese Erfindung war.

Wenn ich nun in jüngster Zeit so viel von den schweren Schicksalen las, die über Polens edelste

Geschlechter verhängt wurden, so dachte ich oft an Natalina, das Denkmal der zärtlichsten Gattenliebe. Ob es denn nun auch verwaist steht und verwildert, wie damals Willanow? — Auf dem Rheine nannte man mir den Namen Potocki unter den Geächteten. Es muß doppelt schrecklich seyn, wenn man mit feiner Bildung und Geschmack ausgestattet, in seiner Jugend Alles besaß, was Menschen Glück nennen, und im Alter vielleicht mit großen Verbrechern an derselben Kette ziehen muß! —

Oginsky ist Buchbinder in Brüssel; edle, polnische Frauen verkaufen in Paris Handarbeiten für ihre unglücklichen Landsleute; aber Siberien ist härter! Siberien! — wenn man einst Natalina besessen, und die Frau geliebt, die ihm den Namen gab. —

— Ich bin nie schwermüthiger erregt worden, als in den polnischen Schlössern um Warschau. Das imposante Krulikarnie, das fürstliche Mokatow, und Laczenka, der lieblichste Aufenthalt der Feen!

Und woran lag diese Stimmung?

Alle standen sie trauernd und verödet, eine malerische Verwilderung umspann Steine und Gewächse, und belebte täuschend die todte Regelmäßigkeit der französischen Anlagen; und ein Hauch wehte mich an in diesen Königssitzen, der Hauch der Macht und Kräftigkeit, die eine gewaltsame Hand zu plötzlich erstickte. Hier war ein Mord geschehen, das mußte man empfinden; seine Schauer umweheten uns noch.

Das Frühstück, das wir in Willanow nahmen, war unser Letztes, Natalia! — Meine Grüße fliegen zu dir nach Litthauen, zu dem kleinen Gränzstädtchen, wo du wohnest — oder ausruhest! —

VII.

Der Kaplan Mayr.

Eine Klasse von Menschen ist in dem größten Theile unserer Welt ganz ausgestorben. Es ist damit wie mit gewissen Thiergeschlechtern gegangen. Steinböcke z. B. wie Schwärmer sind selten geworden. Mit den Letztern verschwanden aber auch die Wunderbaren, die Räthselhaften, die den Schwärmern Nahrung gaben, sie erzogen und bildeten. In meiner Jugend gab es noch solche Leute und ich will hier erzählen, wie mich ein Zufall sie finden ließ.

Ich lernte einen jungen Mann kennen, der viel des Anziehenden für mich besaß, und den ich hier

nicht nenne, um ihn nicht aus seiner freiwilligen Zurückgezogenheit zu reißen und der tausendzüngigen Oeffentlichkeit preiszugeben. Obgleich schon viele Jahre von ihm getrennt, bewahrt mein Herz eine noch stets gleiche Freundschaft für ihn. Eine glühende Phantasie und eine an's Ueberschwengliche gränzende Kunstliebe waren die Hauptzüge meines Freundes, hiezu gesellte sich ein religiöses Gemüth und ein Hang zur Mystik, die ein vertrauter Umgang mit Zacharias Werner bedeutend nährte. Maurerei und zwar die der höhern Grade, der Rosenkrenzer, war das heilige Band, das sie umschloß, und waltend und liebend blickte auf sie der Kaplan Mayr, ein Mann, der so schlicht und gewöhnlich er in seinem Aeußern erschien, doch mit vollem Rechte, von Allen, die ihn näher kannten, den Namen „des Wunderbaren" verdiente.

Er wohnte in dem Gebäude des Geistlichen an der Sackheim'schen Kirche in Königsberg, und theilte das ziemlich geräumige Haus mit seinem Sohne, einem damals vielbekannten „forschen Burschen", der sich darin gefiel, noch im Jahre 1812

die baroke Studententracht des vorigen Jahrhunderts anzulegen, und wie ein altes Renomistengespenst nach Zachariä in unsere Bonapartesche Zeit hinein zu spucken.

Durch meinen Freund wurde auch ich in das Nebelgehege mysteriöser Forschungen gezogen. Mit Werner war er katholisch geworden, ging aber bald wieder zu der Kirche über, die er verlassen hatte. Vom Ordensgeistlichen, der er war, wurde er Gatte und Vater und lebte in einer trüben Zurückgezogenheit, die ihm die Armuth auferlegte. Oft sagte er zu mir: Bei den festesten Hoffnungen auf die Ewigkeit müßte man manchmal hienieden verzweifeln; denn das Trübsal ist zu groß. Die bescheidensten Wünsche nicht erfüllen, die nothwendigsten Bedürfnisse nicht herbeischaffen zu können, ist hart und ertödtend. Und wenn man allein zu dulden hätte! Aber Frau und Kind leiden zu sehen, ist empfindlicher als eigener Schmerz. Ich kann mich nicht dazu verstehen, Geld — das einzige Mittel, allem Uebel abzuhelfen — auf die Weise zu verdienen, wie es die Weltmenschen ver-

langen. Von der Lotterie wird mir auch kein Heil erwachsen, das weiß ich bestimmt; denn sie ist verderblich für Leib und Seele. D'rum kann ich nur auf Eines meine Hoffnung setzen — Eines, das mein Meister mich lehren wird, und das nie fehlschlägt."

Ich drang in ihn mir dieses Eine zu sagen.

Nach einigem Zögern willigte er darein. Er bat mich mit ihm einen Spaziergang zu machen. Er schlug den einsamsten ein, und ich folgte ihm in gespannter Erwartung.

„Du weißt wie eifrig hier die Maurerei getrieben wird, fing er an, aber Du hast keinen Begriff von den wahrhaft großen Geheimnissen und der wunderbaren Macht, die ihre höchsten Grade den Eingeweihten enthüllen. Hier ist allein Wahrheit und Weisheit, und Du wirst mir einräumen, daß wer im Besitze Beider ist, über die Leiden dieser Welt nicht mehr zu klagen hat."

Er sah mich an — ich schwieg. Der Eingang stimmte mich zum Ernst, was damals selten war, da ich heitern Geistes, sehr den Freuden der

Welt, wie sie sich der Jugend von selbst bieten, zugethan war.

Diese höchsten Grade der Maurerei, fuhr mein Freund fort, besitzen die Rosenkreuzer, eine bei uns nicht mehr gestattete Gesellschaft, die aber dessenungeachtet fort besteht, und kühn bis jetzt jeder ihr feindlichen Macht gespottet hat. Daß die Rosenkreuzer die **materia prima** längst gefunden haben, und also auch eine Arbeit wie das Goldmachen, nicht eben als etwas Großes ansehen, ist erwiesen, mithin ist aber auch erwiesen, daß ich, der ich bald in die Geheimnisse des Ordens eingeweiht seyn werde, mich über das Elend dieser Welt wegschwingen kann, da Gold nun einmal der einzige Schlüssel ist, hienieden Ruhe und Glück zu erringen und ich nichts Größeres dafür thun will um es mir zu verschaffen, als nun eben es zusammen zu kneten und zu backen, wie man das Brod zusammenknetet und backt um seinen Hunger zu stillen."

Ich hatte meine Augen groß aufgerissen und blickte meinen Freund an. Wir saßen auf einer

Steinbank, und ich sehe ihn noch mit den eingefallenen Wangen, den tiefen brennenden Augen, den glatten, schwarzen Haaren, dem weiten hervorstehenden Munde, aus dem die hohle Stimme dumpf tönte, wie er mir die Bahn zu seiner Glückseligkeit so sicher bezeichnete.

„Du willst Rosenkreuzer werden? und wie das?“ fragte ich ihn.

„Ich kenne einen Mann,“ sprach er feierlich, „den auch Du kennen lernen sollst. Es ist mir noch nicht geglückt von seinen Schicksalen ganz unterrichtet zu werden; was ich aber davon weiß kann ich außerordentlich nennen. Seit frühester Jugend dem Maurerorden mit Leidenschaft ergeben, hat er viele Jahre auf Reisen in seinen Geschäften zugebracht. Dadurch ist er mit den größten und wichtigsten Menschen in Berührung gekommen. Namentlich stand er in steter Verbindung mit den Logen im Orient, wozu ihm sein langer Aufenthalt in Rußland verhalf. Ob er selbst in Jerusalem, dar Wiege alles Großen und Heiligen, gewesen ist, kann ich leider noch nicht mit Gewißheit sagen;

daß er aber mit jener heiligen Stadt in directem Briefwechsel steht, weiß ich. Ich kann Dir nicht sagen welch ein Trost mich aus den Unterredungen mit diesem Manne anweht, wie gestärkt ich mich fühle, wenn er auf mich blickt, es ist nicht Anders als wenn er magnetische Kraft besäße, und er muß sie wohl besitzen. Durch ihn nun werde ich in die höhern Grade der Rosenkreuzer aufgenommen werden, da ich die niedern bereits auf ordentlichem Wege in der Loge erhielt. Und solltest Du nun nach diesem Allen noch nicht wissen, wen ich meine, so will ich Dir den Mann hier nennen: es ist der Kaplan Mayr!"

„Der Kaplan Mayr?" rief ich verwundert aus, „der an der Sackheim'schen Kirche wohnt — der kleine —"

„Nun ja, ich sehe, daß Du ihn kennst, unterbrach mich mein Freund mit unwilliger Mine — wozu ihn noch näher bezeichnen wollen? Mayr ist ein so großer und ausgezeichneter Mensch, daß man ihn nur zu nennen braucht, um jeder weitern Bezeichnung überhoben zu seyn. Selbst fremde

Nationen haben sich seinem übermächtigen Einflusse gebeugt. Du hörtest ja von dem mörderischen Excesse, den einige einquartierte Franzosen in Mayr's Nähe verübten, wobei bereits Blut geflossen war, und dessen traurige Folgen nicht abzusehen waren. Du wirst wissen, daß Mayr's bloßes Erscheinen die wilden Fremdlinge zur Ruhe brachte und sie mit einer Verehrung vor ihm standen, die nur dem Heiligsten gebührt. Man fabelte vielerlei davon; selbst der Aberglaube hatte ein weites Feld gefunden, seine Vermuthungen spielen zu lassen; aber ich will Dir die Sache erklären, wenn gleich sie nicht natürlicher dadurch wird. Mayr hatte seinen großen Ornat angelegt, den in Gold und Purpur gestickten Pelican, wie er seine Jungen mit dem eigenen Blute nährt, auf die Brust gehängt, und so erschien er unter den Wüthenden, seinen weiten Priesterrock übergeworfen. Wie er nun aber diesen öffnete und die Franzosen, das ihnen entweder wohl bekannte, oder doch gewaltig imponirende prächtige Symbol erblickten, war Hader und Zwist

vergessen und sie kehrten zur Ordnung und zum Frieden zurück.“

„Und durch Mayr kann man Rosenkreuzer werden?“ sprach ich nachdenkend.

„Er kann die Grade ertheilen, nachdem man den Meistergrad in einer gewöhnlichen Loge erlangt hat.“

„Die habe ich noch nicht, mein Alter verhinderte bis jetzt die Aufnahme. —“

„Wolltest du denn auch?“ fragte mein Freund, mit vor Freude leuchtenden Blicken.

„Die Sache hat ihr Anziehendes,“ erwiederte ich ihm. „Ich liebe die Geheimnisse — ich liebe die Pracht der Decorationen — ich sehe mich schon mit dem Pelican auf der Brust — und Gold können die Rosenkreuzer machen, sagtest Du?“

„O schnödes Weltkind! doch liegt ein tiefer Fond in Dir, trotz Deines heitern Geschwätzes,“ sprach mein Freund, indem er mich beim Kopfe nahm und mir einen Kuß auf die Stirn drückte. „Gold können sie machen, die Weisen, und der Sorgen und Lasten dieser Erde werden wir jedenfalls überho-

ben, um uns dem lautern Dienste der Wahrheit ungehindert widmen zu können. Die Rosenobel, die altfranzösische Münze, die nur selten noch im Handel und Wandel vorkommt, ist aus Rosenkreuzer-Golde geschlagen, aus künstlichem, und doch ächtem Golde. Doch genug für jetzt! Sey versichert, daß ich mit Mayr auch Deinetwegen sprechen werde, und Dir sobald ich es im Stande bin, das Resultat anzeigen will."

Wir beendigten unsere Tour und trennten uns.

Schon am andern Tage besuchte mich mein eifriger Freund, mit Grüßen von Mayr für mich beauftragt. Er wolle meinen Wünschen Gehör geben, und mir die Rosenkreuzerischen Grade ertheilen. Das Alter sey kein Hinderniß, da, wie ihm mein Freund berichtet, meine Einsicht den Jahren vorangeeilt und mein Eifer groß sey. Die Aufnahme in einer wirklichen Loge sey aber durch den Unterricht theoretisch zu ersetzen. Er habe in dieser Hinsicht an seine Obern geschrieben und zweifle nicht an dem besten Erfolge. Ich möchte mich nur

so lange gedulden bis die Antwort aus Jerusalem in Königsberg eingetroffen seyn würde.

„Aus Jerusalem?" rief ich außer mir, „welche wunderbare Korrespondenz! Da werde ich wohl lange warten müssen!"

„O nicht doch," sagte mein Freund, „der Orden hat seine eigenen Kanäle; das geht Alles über Rußland."

Und nun legte er mir eine Postroute nach dem gelobten Lande so deutlich und zweckmäßig an, daß sich nicht das Geringste dagegen einwenden ließ; nur schade daß sie in der Wirklichkeit noch nicht bestand. Was half's, ich mußte mich gedulden. Inzwischen wurde ich zu einem Spaziergange mit Mayr eingeladen, jedoch schärfte man mir ein, über meine Wünsche in Betreff der Aufnahme nichts zu sagen, sondern mich ganz gleichgültig in seiner Nähe zu benehmen, er wollte mich dann um so unbefangener kennen lernen.

Es war an einem heitern Juniusmorgen als mein Freund mich abzuholen kam. Er war allein; es hatte eben fünf geschlagen. Auf meine Frage

wo Mayr sey, hieß es, daß wir ihn treffen würden. Wir gingen dem Pregel zu. Auf der sogenannten Lastadie, trat er uns, aus einem Seitengäßchen kommend, mit freundlichem Gruße entgegen.

Er stand im Anfange des Greisenalters, war von mittlerer Größe, und sein großer Kopf, mit wenigen weißen Haaren steckte zwischen den breiten Schultern; der Rücken war stark gekrümmt; die Augenbraunen zogen sich etwas schief auf der weißen Stirne in die Höhe, und die Augen darunter glänzten geistreich, freundlich, zuweilen lüstern. Die Nase war schön geformt, und den weiten Mund zierten die herrlichsten Zähne, die bei dem alten Manne ganz besonders auffallen mußten. Dies und die blühende Röthe auf seinen Wangen, gaben ihm einen Anstrich von Jugendlichkeit und raubten seiner Erscheinung das Ehrwürdige, das sie sonst eingeflößt haben würde.

Nach den ersten Begrüßungen fing seine Unterhaltung an ganz vertraulich zu werden, von meinem Plane jedoch wurde kein Wort gesprochen.

Er kam auf seine Reisen zu sprechen und wußte viel von den Sitten der Schweden und Russen mitzutheilen. Ehe wir es uns versahen, hob er seinen langen geistlichen Rock in die Höhe, und zeigte uns einen schwedischen Schiffertanz, oder einen Russischen, und pfiff dazu die Melodie. Man kann sich meine Verwunderung vorstellen, als ich den Heiligen sich so gebehrden sah; aber mein Freund blickte nach ihm mit unendlicher Liebe, wenn auch sein Mund dabei herzlich lachen mußte. Einige englische Matrosen und russische Schiffer, die wir bei ihren Fahrzeugen, am Ufer beschäftigt fanden, redete er in ihren Sprachen mit großer Geläufigkeit an.

Unter solchen ergötzlichen Unterhaltungen hatten wir die Loge der Freimaurer erreicht. „Hier wollen wir unser Frühstück nehmen," sagte Mayr. Wir setzten uns in eine schöne Laube des Gartens und tranken Kaffee, und als durch Zufall unsere Tassen ein Dreieck bildeten, lächelte Mayr, sah meinen Freund bedeutend an und sagte: „Ça lui

portera bonheur!“ und mein Freund drückte mir mit einem ausdrucksvollen Gesichte die Hand.

Wir gingen hierauf in ganz weltlichen, oft sehr unbedeutenden Gespräche vertieft nach Hause, wo ich mich von Mayr auf die ehrerbietigste Weise verabschiedete. Einige Stunden später sah ich meinen Freund bei mir, der mir den angenehmen Eindruck, den ich auf den lustigen Weisen gemacht hatte, nicht mit Worten zu schildern vermochte. Er umarmte mich zu mehren Malen und versicherte daß nunmehr meinem Wunsche nichts mehr im Wege stehen würde.

Ich sah jedoch Mayr vor der Hand nicht wieder, lebte zurückgezogen in meinem Atelier mit dem Kopiren der Madonna im Garten, von Raphael, beschäftigt, und ging erst am späten Abend mit meinem Freunde auf einsamen Wegen.

So vergingen mehre Wochen, als dieser mir plötzlich die Nachricht brachte, daß die Einwilligung der Obern, von denen sich einige in Rußland befinden, eingetroffen sey und zugleich übergab er mir eine Bittschrift, in Jerusalem contrasignirt

und auf gelbem Pergament geschrieben, die ich unterzeichnen sollte. Dann wollte er mich zu Mayr führen, und mein theoretischer Unterricht in den ersten Graden der Maurerei, der, wie er sagte, durch ihn schon, ohne daß ich's wußte, begonnen worden war, würde in kurzer Zeit beendigt seyn. Meiner förmlichen Einweihung in die Rosenkreuzerischen Grade stände aber nichts mehr im Wege, und ich könnte wie er und jeder andere Wissende dann zu dem höchsten Glücke hienieden gelangen.

Mit bebender Hand schrieb ich meinen Namen; mein Freund küßte mich mit Thränen in den Augen und versprach mich andern Tages zu Mayr zu führen. Man kann sich denken mit welcher Ungeduld ich diese Stunde erwartete.

Wir traten in das kleine Haus neben der Sackheim'schen Kirche, vor dessen Thür, und auf dessen Schwelle Kräuter und Gräser üppig hervorwuchsen. Die untern Räume waren leer und weit; der Sohn des Alten war nicht zu Hause. Wir stiegen langsam und feierlich die Treppe hinauf und klopften an. Mein Herz schlug hörbar. Ich

hatte mir auf dem ganzen Wege Mayr vorgestellt. Bald dachte ich ihn mir im glänzenden Kostüm des obersten Meisters, den Pelican auf der Brust, dann wieder im schwarzen, langen Chorrock, den er gewöhnlich trug, und darunter die Decoration, um sie im großen Momente der Weihe zu enthüllen. — Eine Stimme rief „Herein" und mein Freund führte mich an der Hand in das Zimmer. Es war sechseckig; an den weißen Wänden hingen kleine Tafeln, worauf die Worte „Wachet", „Betet", „Arbeitet," mit gothischer Fractur geschrieben waren und der übrige Raum war mit Pistolen, Säbeln und Doppelläufen gleichsam tapeziert, besonders fiel mir der Winkel auf, worin das Bett stand, weil er einem förmlichen Arsenale der verschiedensten Mordinstrumente glich. Mayr selbst war nicht zugegen, aber aus der Tiefe einer dunkeln Alkove krächzte eine Stimme: „Ich komme gleich!"

Wenn mich nun dieser Empfang nicht eben sehr erbaute, und nicht im Entferntesten den Erwartungen entsprach, die ich gehegt hatte, so konnte

ich doch die Pause bis zu Mayr's Erscheinen mit der Musterung der Gegenstände die mich umgaben, ausfüllen. Das, was mir am Meisten auffiel, waren mehre Schmelztiegel und Retorten, Windöfen und Blasbälge, die ich durch eine geöffnete Glasthür im Nebenzimmer erblickte.

Endlich erschien er, im grauen Frack, so weltlich als möglich herausgeputzt, mit Händereiben und andern höflichen Manieren. Ich ward wie mit kaltem Wasser begossen. Unsere Unterredung war nur kurz. Er bedauerte einen wichtigen Geschäftsgang machen zu müssen; mein Freund flüsterte mir zu, daß er sich in die Loge zu verfügen habe. Auch sagte er, daß wir jetzt öfter mit einander spazieren gehen wollten, dann holte er einige Bücher herbei, die er mir mitgab und zu lesen empfahl, weil sie zu unserm vorhabenden Zwecke von großem Nutzen seyn würden. Und so verließen wir ihn bald, nachdem er uns mit cerimoniöser Höflichkeit bis vor die Thüre begleitet hatte. So verlegen ich auch war, so bemerkte ich doch daß die Nachbarn an die Fenster liefen und mich

mit neugieriger Verwunderung betrachteten. Jedenfalls mußte es Aufsehen erregen, einen so blutjungen, als ziemlichen Libertin in der Stadt bekannten, von dem „Alten vom Berge" mit so vielen Rücksichten empfangen und auszeichnen zu sehen.

Ich fiel mit Heißhunger über die Bücher her. Es waren maurerische Schriften; hauptsächlich solche, die von den Statuten der Rosenkreuzer handelten. Einige davon in französischer Sprache und ein Paar Deutsche, worin ganz offen dargethan wurde, wie die Rosenkreuzer das Geheimniß besessen haben, Gold zu machen, in dem der Autor sogar mehre Recepte dazu mittheilt. Zugleich wurden aber auch nicht die Gefahren verschwiegen, die bei diesem Unternehmen sich ereignen können. So zum Beispiel in der dritten Nacht beim Erscheinen des rothen Löwen, wo es dem, den Tigel in Acht nehmenden Adepten leicht das Leben kosten könnte.

„Was sollen mir diese Bücher?" fragte ich am andern Morgen meinen Freund. „Ist denn das Goldmachen das Ziel meines Strebens? Ist das

die Weisheit die ich suche? Mußte deshalb nach Jerusalem geschrieben werden, und glaubt Mayr, ich werde mich dazu gebrauchen lassen, für ihn die Kastanien aus dem Feuer zu holen, das heißt in der dritten Nacht, die Erscheinung des rothen Löwen abzuwarten, und vom Schlage niedergeschmettert zu werden?"

Meinen Freund frappirten diese Worte sehr. Die Ergebung, die ich bis dahin gezeigt, der Eifer, den ich an den Tag gelegt, hatten ihn eine so schnelle Umwandlung nicht ahnen lassen. Er nahm meine Aeußerungen übel und sagte: „Wenn das geringste Mistrauen in meinem Gemüthe Wurzel fassen könnte, so müßte er auf der Stelle jede Gemeinschaft zwischen mir und Mayr aufheben, und es thäte ihm leid, die Veranlassung zu unserer Bekanntschaft gewesen zu seyn."

Dies brachte mich zurück. So schnell etwas aufzugeben, das mich so lang beschäftigt hatte; auf der Schwelle des Geheimnisses umzukehren, von dem ich nur den reizenden Schleier berührt hatte, den ich nun bald lüften sollte; dies schien mir ein

leichtsinniger Thorenstreich. Ich nahm was ich gesagt hatte zurück und bat Mayr nichts davon mitzu theilen. Mein Freund versprach es mir.

Obgleich wir uns noch immer sahen und wohl auch von unserer Angelegenheit sprachen, so war doch eine Spannung eingetreten, die sich Keiner von uns wegläugnen konnte. Ich zog den Schritt, den ich thun wollte, in genaueste Ueberlegung und konnte mir nicht verhehlen, daß er in mehr als einer Hinsicht ein gewagter für mich gewesen wäre, da jede geheime Verbindung streng verboten war und die Rosenkreuzer in ganz besonderm Verrufe in Preußen standen. Ich hatte kein Verlangen vorläufig wieder zu Mayr hin zu gehen und nahm mir vor es dem Zufall zu überlassen, der mich zu ihm führen sollte.

Dieser erschien bald. Ich ward in einen mißlichen Handel verwickelt, der sehr unangenehme Folgen für mich hätte haben können. Ich ward trübsinnig und meine Umgebung sah deutlich wie sehr ich litt. Da sagte mir eines Tages mein Freund, mit dem ich von meiner Angelegenheit

sprach: „Zwar hat Mayr nicht Ursache sich für Dich noch zu interessiren, jedoch ist er der Einzige, der Dir helfen kann, und ich bin auch überzeugt, daß er Dir helfen wird, wenn er Deine Lage erfährt. Soll ich ihm eine Mittheilung machen?"

Ich zauderte mit meiner Antwort. Eine ängstliche Scheu bemeisterte sich meiner, wenn ich daran dachte, das Verhältniß mit diesem räthselhaften Menschen auf's Neue anzuknüpfen, ja — ihm sogar Verbindlichkeiten schuldig zu werden; auf der andern Seite aber drängte mich meine Verlegenheit die mir dargebotene Hilfe anzunehmen, auch die Neugierde kam dabei in's Spiel, mich von Mayr's Macht zu überzeugen. Nach einigen Weigerungen willigte ich endlich ein, und mein Freund lief fort, um Alles einzuleiten.

Er ließ mich nicht lange auf die Antwort warten. Mayr hatte versprochen noch an demselben Abende in meiner Angelegenheit die nöthigen Schritte zu thun. Am andern Morgen erhielt ich schon die Gewißheit, daß Alles auf's Beßte beigelegt worden war. Ich eilte zu Mayr hin, um

mich bei ihm zu bedanken, und fand ihn höflich, freundlich, und dabei wie einen ganz gewöhnlichen Menschen.

Diese ruhige, alltägliche Außenseite aber machte eben auf den, der den seltsamen Menschen näher kannte, den an's Wunderbare gränzenden Eindruck.

Nach einiger Zeit hatte mich die Kunst und ihr Studium so sehr in Anspruch genommen, daß ich an das Forschen nach geheimen Wissenschaften nicht mehr dachte. Die von Mayr entlehnten Bücher waren demselben zurückgestellt worden und obgleich ich ihm für den mir — wie ich später erfuhr — auf reinmaurerischem Wege erzeigten Dienst sehr dankbar blieb, so suchte ich doch nicht mehr die Gelegenheit mich ihm zu nähern.

Mein Freund war mit mir bis zu meiner Abreise von Königsberg eng verbunden und noch später blieben wir es durch Briefwechsel. Sein Leben ist der strengsten Richtung treu geblieben, die er gleich anfänglich sich dafür erwählt hatte; ich

schweifte auf andern Bahnen. Er konnte nicht begreifen, welche Befriedigung ich darin fände. —

Mayr ist nunmehr todt, und die Erinnerung an ihn, die neulich in einer Berliner Zeitschrift angeregt wurde, veranlaßte mich auch Einiges, was ich von dem merkwürdigen Manne wußte, hier mitzutheilen. Wenn es gleich nicht im Stande ist ein genügendes Licht über seinen Character zu werfen, so kann es doch wenigstens als eine Schilderung seiner Persönlichkeit und als ein Beitrag zu seinem Wirken gelten, wie es sich außer dem Kreise seiner geistlichen Amtspflicht gestaltete.

VIII.

Der Holzknecht.

Mit dem ersten Frühlingsmorgen hinaus in die Berge, mit dem letzten Blatt herein — das war seit Jahren mein Wahlspruch. Den ganzen Winter über musterte ich sie aus der Ferne mit lachendem Auge, die blaue Reihe meiner zackigen Lieblinge. Jeden tiefen Schatten, jeden Punkt wußte ich zu deuten und bei seinem Namen zu nennen. Mit dem Bauer des flachen Landes läßt sich höchstens beim Heimkehren vom Abendspaziergange ein kurzes Wort sprechen, wenn er vor seiner Hütte steht, den Hut in der einen Hand und den runden Hornkamm mit der andern durch die

langen Haare streichend. Er ist scheu, plump, nicht gesellig, er verbirgt seine Freude vor dem Städter, oder sie kehrt nur dann bei ihm ein, wenn der seltene Festbraten auf seinem Tische dampft. Die ermüdende Tagesarbeit macht ihn unfähig, Abends sich dem Tanze und anderer Lust hinzugeben, sein Schritt ist träge und schwer, gleich dem des Ochsen, dem er am Pfluge nachtritt, sein Lohn ist karg und reicht dürftig nur zum Unterhalte hin. Der Gebirgsbewohner athmet ein himmlischeres Element. Die Luft in den Thälern ist so fein und elastisch, daß sie dem Städter anfänglich die Brust beklemmt. Mit jedem Tage jedoch dehnt sich die Lunge weiter und weiter aus, man steigt immer anhaltender in den Felsen herum, man schreitet immer kühner, und ein Gefühl von Behaglichkeit und Wohlseyn beherrscht uns, wie wir es nie zuvor empfunden. Mitgenommene Bücher werden bei Seite geworfen; wer gewönne Zeit, seine Augen von dem Grün der Matten und den klaren Seen wegzuwenden auf das Weiß und Schwarz des Papiers? Ja, man vergäße so leicht, daß es Pa-

pier in der Welt gebe, wenn die malerisch gelegene, lieblich klappernde Papiermühle dort unten am Wasserfalle uns nicht daran erinnerte. Die Gebirgsbewohner sind heiter und sinnlich. Sie haben keine Erde zu durchfurchen, keine langweilig ermüdende Beschäftigung. Ihre Mühseligkeit ist Lust. Sie klettern in die Felsen dem Gemsbock nach, sie steigen zur Alm, um die Milch von der Sennerin zu holen, sie treiben Obstbau und fischen. Von Spitze zu Spitze tönt fröhlicher Gesang, alle athmen Lust und Liebe, Muthwille und Scherz, Kraftgefühl und Glück. Jeder Fremde ist zu ihren Festen geladen, die alle Abende wiederkehren, und ihre einfache Nahrung, aus Milch, Butter und Mehl, die ihnen überreich fließt, theilen sie gastfrei unentgeldlich mit Allen.

Wir saßen im Spätherbst in der Schenkstube, der Mond schien durch die Fenster. An allen Tischen war es laut. Hier wurde gewürfelt; dort hatte ein durchreisender Krämer seinen Pack geöffnet und die Dirnen umstanden ihn, begafften die bunten seidenen Tücher und feilschten auch wohl

darum, in einem Winkel saß ein fremder Roßarzt und disputirte mit dem Bader des Marktfleckens über die grade herrschende Cholera; etwas abgesondert von den Uebrigen genoß der Pfarrer aus dem Dorfe jenseits des Sees seinen Abendtrunk mit gemächlicher Ruhe, denn es war windstille und mondhell draußen. Sein Fährmann hatte den Kopf auf beide Arme gelegt und diese darunter kreuzweis platt auf den Tisch gebreitet; so war er eingeschlafen. Mitten in der Stube wurde ein weniges getanzt, wozu der Wirth selbst die Zither spielte. Die Gruppen boten eine bunte Mannigfaltigkeit, und jedem Einzelnen sah man die Vorfreude an auf den morgenden Tag, denn Sonntag war's und Kirchweihe.

Die hübsche Nanni, des Wirths Tochter, trug zu Trinken auf. Alle scherzten mit ihr, denn Allen gefiel sie. Sie war mit Allen freundlich, und Jeder, dem das Benehmen eines Gebirgsmädchens fremd war, hätte all' seinen Scharfsinn aufbieten können, ohne deßhalb im Geringsten zu ergründen, wer so eigentlich der Bevorzugte sey. Ich kannte

sie bereits seit länger, und daher war mir's nicht entgangen, wie sie öfters an den Tisch trat, wo Sepperl, der Holzknecht, saß, dem Würfelspiel zuschaute, und, ohne zu setzen — denn er war arm — emsig die Augen der Würfel zusammenzählte; er schien ein eigenes Orakelspiel damit zu verbinden, wie man etwa mit Blumen spielt: „er liebt mich, liebt mich nicht.“ Aber mit recht inniger Lust wandte er den Blick von den Augen der Würfel zu Nanni's schönen Augen, wenn sie zum Tische trat, und ließ Pasch und die Höchsten werfen, um sich an dieser holden Zwei zu erfreuen. Sie stand hinter ihm und langte eben einen vollen Krug über seinen Kopf auf die andere Seite des Tisches. Er blickte lustig in die Höhe und sang keck, indem er seinen Arm um die Mitte ihres Leibes schlang:

„A Dirnein im Haus is må lieba als draus,
Da derf i net naus, wenn da Wind so stark saust!“

Sie aber machte sich rasch und unwillig von ihm los und wollte fort. „Nu, was gibt's denn?“ fragte Sepperl, „schau, sind's etwa die schönen

Tücher, die der Tölzer dorten herzeigt, die dir in die Augen stechen?" — „Hab' schöne genug," erwiderte Nanni; „aber den Buschen hätt'st du sehen sollen, Sepperl, den die Lis'l von ihrem Bu' kriegt hat. Es gibt halt keinen schönern morgen bei'm Tanz, das ist gewiß." — „Und darum bist du traurig?" fragte Sepperl wieder. „Ich pflück' dir morgen früh ein Buschen, der eben so schön und noch schöner seyn soll." — „Ach, dein Buschen!" — meinte Nanni, „das ist was Rechtes! Sie hat die schönsten und rarsten Alpenblümeln drinn; solche find'st du gar nimmer. Die blauen blühen nur auf einer Stell', die hab' ich heut gesehen, wie ich von der Alm mit der Milch herabgestiegen bin. Links am Felsen hinunter, da ist ein ganzes Feld davon, ich hab' die Milch auf dem Kopf getragen, und aufhalten hab' ich mich auch nicht dürfen. Bei'm Krottenkopf haben's schon Ave Maria geläutet, sonst hätt' ich mir selbst die blauen Blümeln gepflückt, weil ich keinen Bu' hab', der für mich sorgt." — „Keinen Bu'?" rief Sepperl trotzig; „und du hätt'st keinen? und wer wär' denn

ich? Wo sagst du, daß die Blümeln stehen? Links am Felsen ober dem Krottenkopf, wenn du nach der Spitingalm hinaufsteigst?" — „Und was fragst denn du darnach?" erwiderte sie. „Morgen um fünf leg' ich mich an, um sechs geh' ich in die Kirchen, und die Blümeln kann mir keiner mehr herabschaffen, und einen Buschen, wie der Liesi ihren, wird Keine haben." — „Und du meinst wirklich, Nanni," sagte Sepperl ernst, „daß ich dir keinen bringen könnt'?" — Die blauen Blümeln, die schönsten, kannst mir nit bringen, und für die andern dank' ich," schmollte die hübsche Dirne. Ohne ein Wort zu sagen, drückte Sepperl seinen Hut in die Augen und pfiff, indem er aufstand. „Wo willst du hin?" fragte Nanni besorgt. „Dir den Strauß holen," antwortete er. — „Jetzt?" — Damit du ihn morgen zur rechten Zeit anstecken kannst. Ich brauch' drei gute Stunden hinauf und herunter, wenn ich den graden Weg mache." — „In der Nacht? — Sepperl! — Du kannst ein Unglück haben." — „Sorg dich nit um mich; der Mond scheint, und ich bin's Kraxeln

bei Nacht schon gewöhnt.“ — „Ich will die Blümeln nit, Sepperl, ich mag sie nit, bleib nur da!“ So rief sie ihm nach; er war aber schon draußen und rief ihr zurück: „Wenn ich mit dem Buschen wieder da bin, dann schlafst du schon. Laß aber fein dein Fenster auf, daß ich ihn dir hinein werfen kann.“ — „Ich kann nit schlafen, bis du wieder da bist!“ rief ihm das Mädchen nach.

Sepperl ging das Dorf hinauf, der Alm zu und sang laut, daß es wiederhallte, im frohen Gefühle seiner glücklichen Rückkehr:

„An Sprung üba Gaß'n,
An Juchaza d'rauf!
An Klopfa an's Fensta,
Schön's Dinal mach auf!“

Ein heller Jodler folgte diesen Worten, der noch weit aus der Ferne erschallte, als der nächtliche Sänger schon längst den Augen des Mädchens entschwunden war. Die Töne hörte man jetzt sehr fern wie aus der Höhe, aus dem dunkeln Walde, der den Fuß des Felsens umgab und den man nicht durchschritt, wenn man zur weidenreichen Alm

hinaufstieg, die sich seitwärts ausbreitete. Sepperl hatte den steilern Richtweg eingeschlagen. Als Holzknecht, der die Stämme fällt in den unwegsamsten Gebirgsschluchten, waren ihm alle Stege wohlbekannt, er selbst, als geübter Kletterer, hatte nichts zu befahren. Das wußte das Mädchen, und ohnedieß nicht mehr zur Bangigkeit geneigt, als irgend eine andere Dirne des Gebirgs, überließ sie sich nun ganz dem Gefühle, daß sie morgen den schönsten Strauß haben werde, aus den seltsamsten Alpenblumen gebunden, und daß ihr Geliebter es sey, der in später Nachtzeit am jähen Felsenabhange ihn für sie gepflückt.

Ein mehrmaliges Rufen nach ihr erinnerte sie, daß es Zeit sey, nach den Gästen zu schauen. Der Pfarrer wollte seine Zeche machen und weckte seinen Fährmann. Es war spät und er mußte fort, wollte er bei seiner halbstündigen Wasserfahrt noch des Mondscheins theilhaftig werden.

In der Wirthsstube wurde es nun nach und nach stiller. Zitherspiel und Tanz hatten aufge-

hört. Der Krämer hatte seine Herrlichkeiten eingepackt und schlief in einem Winkel. Roßarzt und Bader waren fortgegangen, und nur die Würfler saßen noch um den Tisch und klapperten und schrieen dabei. — Plötzlich tritt der erst vor Kurzem hinausgegangene Pfarrer wieder in's Zimmer. Man sieht ihm sogleich die innere Bewegung an, die ihn ergriffen hat. „Habt ihr das Nothgeschrei nicht gehört, Leute?" fragte er schnell. „Es muß Einer verunglückt seyn!" Die tiefste Ruhe herrschte augenblicklich. Alle recken die Hälse und horchen mit offenem Munde; und fern, ganz fern schallt ein langgehaltener, kläglicher Ton in das Zimmer. „Das ist auf dem See," meint der Eine, „auf dem Berg," der Andere. Alles sprang auf und lief zum Hause hinaus. Eine tiefe Finsterniß hatte sich nun ringsum verbreitet. Der Mond war unter und ein frischer Wind trieb schwarze Wolken über den Krottenkopf aus dem benachbarten Thale herüber. Das Pfeifen des nahenden Sturms ließ sich vernehmen und dazwischen tönte der Klageruf deutlicher, doch nicht aus der Tiefe, wo der See

nunmehr brauste, sondern aus der Höhe, die sich mit drohenden Wolken umzog.

„Das ist ein armer Wilddieb, der auf einer Spitze festsitzt," meinte der Pfarrer. Meine Blicke fielen auf Nanni, deren Angst sich nicht mehr bergen ließ. Mit verzweiflungsvoller Geberde und unter den bittersten Thränen erzählte sie, daß sie die Ursache sey, weßhalb der wackere Holzknecht sich in dieser Lebensgefahr befinde. Sie wollte ihm nach; nur mit Mühe hielt man sie zurück. „Da ist für jetzt keine Rettung möglich," sagten Alle. „Er wird sich schon festhalten müssen, bis es Tag wird," sprach der Wirth, der zugleich Richter war. „Warum ist er so verwegen und dumm zugleich? Denn er hätte wissen sollen, daß der Mond jetzt zeitig untergeht." Alle machten sich nun aber auf den Weg zum Dorfe hinaus, um genau zu erforschen, woher der Schall komme, und wie sie ungefähr den Platz auf dem Felsen erforscht zu haben glaubten, auf dem der Unglückliche sein furchtbares Nachtquartier halten mußte, da ließen sie ein einstimmiges Geschrei ertönen, um ihm anzudeuten,

daß man von seiner hülflosen Lage unterrichtet sey, daß er den Muth nicht verlieren solle und bis zum Sonnenaufgange ruhig ausharren möge.

Die Meisten gingen in dieser Nacht gar nicht nach Hause; sie blieben auf dem Platze. Einige der kühnsten Bursche stiegen bis zu einer sehr beträchtlichen Höhe hinan und versicherten dann, beim Scheine der Blitze den Sepperl über einen schwindelnden Abgrund hängen gesehen zu haben. Der Regen goß in Strömen vom Himmel und Nanni's Augen vergossen Thränen in Strömen. Ihre nassen Haare flatterten im Winde, und sie rang trostlos jammernd die Hände.

Endlich lichtete sich die Nacht. Der Sturm trieb die letzten träufelnden Nachzügler in ein benachbartes Thal und es wurden Sterne sichtbar. Nur um die höchsten Berghäupter lagerten noch dichte Wolken, die einzelnen Nadeln der Felsen schnitten sich scharf am blauen Himmel ab. Aus dem See hoben sich weiße Nebel und die nähern Gegenstände schimmerten in leuchtendem Grau. Dies waren die Vorboten des Sonnenaufgangs.

Bald erblickte man auch den Verunglückten. Es war ein haarsträubender Anblick. Er schwebte über einer furchtbaren Tiefe; nur das rechte Knie hatte auf der Felsenspitze ein karges Plätzchen gefunden, um sich daran fest zu halten, und die rechte Hand griff klammernd in ein Strauchwerk, der ganze übrige Körper schwebte frei in der Luft. Auch er sah jetzt unter sich, und seine Klagen wurden stärker, und durch die reine, stille Morgenluft vernahm man die Worte: „Helft mir schnell, sonst bin ich verloren!“

Während diese Worte zu uns hernieder drangen, hatten Viele schon den Fels erklommen, um den Armen aus seiner gräßlichen Lage zu befreien. Man hatte sich dem Platze genähert, so weit es möglich war, aber was die Erfahrensten unten schon bemerkt hatten, fand sich nun bestätigt. Es war nicht möglich, der Klippe beizukommen, und Niemand konnte sich erklären, wie er sich dahin verirrt haben mochte. Indem man berathschlagte, was zu thun sey, wurden die Klagen immer dringender, der Ton der Stimme immer schwächer.

Man konnte voraussehen, daß eine gänzliche Erstarrung oder das Ausreißen des Gesträuchs den Leiden des Armen ein baldiges Ende machen würde. Denn der Sturz in diesen Abgrund mußte augenblicklichen Tod bringen.

Da kam der besonnene und sehr erfahrene Alpensteiger, der alte Wirth und Richter, mit seinen Leuten den Fels herauf. Sie trugen Stangen und einen tüchtigen Vorrath von starken Tauen. „Wir müssen auf die Spitze über ihm klettern," sagte er im Schreiten, ohne sich aufzuhalten, „und ihm dann ein Seil zuwerfen." Voll freudiger Hoffnung folgte ihm Alles, und auch Nanni trocknete ihre Thränen und athmete hoch auf. Sepperl sandte bald seinen Blick nach oben, wie sich die graue Kuppe über ihm mit einem Male belebte, und auch er begann an Rettung zu glauben.

Von den Stangen wurde mit Umsicht eine Art von Gerüste gebaut, das über den Abgrund hinausreichte, und daran das starke Seil befestigt und an der schroffen Felswand hinabgelassen, bis sein Ende den Schwebenden berührte. „Jetzt

schling es Dir um den Leib und wir ziehen Dich sicher herauf!" rief der Richter ihm zu. — „Das Knie haftet kaum mehr, der Stein, worauf es ruht, ist im Gleiten, und ich darf die Latsche nicht loslassen, die ich mit der Rechten halte. Wie soll ich aber mit der Linken, erstarrt wie ich bin, mir das Seil um den Leib fest binden?" so klang es trostlos zurück, und dann wieder in einem fort: „Ach, helft mir! helft mir! Ihr guten Leute!" Da warf der Richter seine Jacke ab und schlang das Seil in mehreren kunstvollen Knoten um seine Weste. Dann betete er ein Vaterunser und schrie: „Nun laßt mich hinab in Gottes Namen und haltet fest und zieht stark und sicher; ich bring' ihn dann schon herauf." Alles packte nun das Seil mit Macht, wie der Alte von der Klippe sprang und in freier Luft hing. Mit kräftigen Fußtritten stieß er sich stets von dem Felsen ab, wenn er dessen vorspringenden Zacken zu nahen kam, die ihn leicht verwunden konnten.

Glücklich war er endlich in der Region angelangt, wo Sepperl in Todesangst hing. Mit

Macht schwang er sich der Zacke zu und klebte mit der Fußspitze an dem Felsen, unweit des Holzknechts, dem er jetzt ein mitgebrachtes Seil um den Leib band, und nachdem dies geschehen war, den Obenstehenden zurief, man solle ihn wieder hinaufziehen. Dies geschah alsbald, und der wackere, unerschrockene Mann brachte das Ende des Seils, das um Sepperl festgebunden war, glücklich zu den Andern. Nun war kein Zweifel mehr an seiner Rettung. Man rief ihm zu, loszulassen und sich getrost der Stärke des Seils anzuvertrauen. Hand und Knie entsagten nun der Stütze und dem Anhaltspunkt, und donnernd polterten beide sogleich in jähem Sturze abwärts, während Sepperl, im Freien schwebend, hinaufgezogen wurde. Wenige Augenblicke später, und der herabrollende Fels, der vom Regen losgeweicht und von Sepperl's Schwere aus seiner Fuge gedrängt worden war, hätte auch ihn, der nahenden Rettung zum Trotze, in die Tiefe mit hinabgerissen.

Auf der Felsenplatte drängte sich nun Alles um

den Geretteten, der bleich und entkräftet da stand und um ein Glas Kirschenwasser bat, das schnell herbeigeholt wurde. Nachdem er getrunken, zog ein schmerzhaftes Lächeln durch seine verstörten Züge. „Das war a sakrische Nacht," sprach er mit bebender Stimme und führte das Tuch zur Stirne, um sich die großen Schweißtropfen abzutrocknen. Beim Abnehmen des Hutes fielen seine Blicke auf einen mächtigen Alpenblumenstrauß daran. „Schau, Nanni, du sollst sie haben," sagte er, indem er sie dem Mädchen reichte, das sich dicht zu ihm hingedrängt hatte. „Wenn ich hinabgefallen wär', hätt'st keine bekommen." Und das war Alles: kurz, wie Ritter Delorges, doch glaube ich nicht, daß er, wie dieser, den Dank seiner Dame verschmäht haben wird.

— — Des Wirths Nanni ist noch nicht verheirathet. Sepperl, der zärtliche Bu', wird sie indessen nie heimführen. Das pflegt im Gebirge so zu gehen. Aber die Nacht in Todesangst zugebracht, hat unauslöschliche Spuren in seinem Ge=

sichte zurückgelassen; er kann nicht mehr zu Berg und fristet, im Hofe herumschlendernd, nur zu häuslichen Diensten tauglich, sein trauriges, sieches Leben.

IX.

Die Bleikammern.

Auf die Seufzerbrücke wurde mir nur ein Blick vergönnt. Der Cicerone versicherte daß sie keinem Fremden mehr aufgeschlossen würde. Einen Grund wußte er mir nicht anzugeben. Ist sie vielleicht baufällig? Von außen sieht man es ihr nicht an. Ich wohnte in dem Hotel de la grande Bretagne, hinter San Marco und meine Blicke hatten diesen berühmten Bogen Palladios daher immer vor Augen. Das Ganze kam mir wie ein Sarg vor, und machte einen trüben Eindruck. Der Name trug das Seinige wohl dazu bei.

Unzufrieden damit, nicht auf der Seufzerbrücke

gestanden zu haben, verlangte ich die Bleikammern zu sehen und der Cicerone holte gleich einen Mann herbei, der uns die langen, schmalen Treppen hinanführte. Sie wurden zuletzt steil, finster und beschwerlich; man ließ seitwärts das Zimmer liegen, wo die Richter saßen, vor welche die unglücklichen Bewohner der Bleikammern gebracht wurden. Nun befanden wir uns auf dem Boden des alten Dogenpallastes, dicht unter den Bleidächern; eine entzückende Aussicht breitete sich vor uns aus, als wir durch die Fenster sahen.

„Nicht wahr?“ fing der Mann an, den der Cicerone herbeigeholt hatte, „das ist hier gar nicht so übel. Man hat nur stets gesucht so viel Böses, als nur immer möglich der guten alten Republik nachzusagen, und so war man auch bemüht diese Bleikammern zu verschreien und sie so schrecklich zu schildern wie die Hölle. Nun überzeugen Sie sich aber selbst, wie vor Ihnen schon viele hundert Reisende gethan. Diese Wohnung ist für schwere Verbrecher nicht so gar entsetzlich; und ist es nicht viel angenehmer auf dem Boden, als in dem Kel-

ler zu wohnen, wo doch die meisten Gefängnisse liegen? Ich unterbrach den Mann mit der Bitte mir einen Begriff von der Beschaffenheit dieser Kerker, hier an Ort und Stelle zu geben, da sie augenscheinlich demolirt waren, und nur der Boden noch existirte, wo sie einmal sich befunden hatten.

„Sie sehen wohl, mein Herr," fing der Erklärer mit Salbung an, „daß dieser Raum zu einem Gefängnisse viel zu hoch und weit ist; und daß der Estrich zu den Füßen, so wie die Fugen des Daches über dem Kopfe des Verbrechers, ihm gar zu leicht Gelegenheit zum Entkommen gewährt haben würden. Man hatte daher sehr starke Eichenbohlen auf diesen Estrich gelegt, und hierauf von eben solchen Bohlen Wände aufgeführt, die ein spitzwinkeliges Dreieck bildeten, auf diesen ruhete nun eine Decke von demselben Holze und von beträchtlicher Stärke. Eine feste, mit Eisen beschlagene enge Thür führte in diese Zelle, und nach der Seite dieser Fenster hin war auch ein kleines Fensterchen angebracht, damit der Gefangene auch sein Theil Sonne täglich erhielte. So saß er denn

da, und Sie sehen daß es ein Mährchen war, wenn man behauptete, das Bleidach des Dogenpallastes liege ihm dicht über dem Kopfe, und er müsse wahnsinnig werden, wenn die Sonne im Sommer das Blei glühend mache."

Ich muß bekennen, daß ich mir von den Bleikammern eine fürchterlichere Vorstellung gemacht hatte. Ich dachte sie mir einigermaßen wie die Verdecke eines Sclavenschiffes, wo kein Mensch sich aufrecht halten kann, und nun das glühende Bleidach darüber. So unangenehm diese Zellen auch gewesen seyn mögen, so habe ich doch bei der Besichtigung moderner Gefängnisse, die von außen in vollem architectonischem Schmucke prangten, wahre Cachots gefunden, in deren Construction die scharfsinnigen Baumeister, neben der nothwendigen Sicherheit auch so viel wohlberechnete Grausamkeit anzubringen wußten, damit dem armen Eingekerkerten der Aufenthalt darin nicht gar zu angenehm werden möchte.

Ich sah hier noch die Spuren der dreieckigen Kerker im Boden und an der Decke, und von dem

Einem waren auch noch zwei Wände da. Einige Namen waren mit etwas Scharfem eingekratzt; es war kein bekannter darunter. — Als ich die Treppe hinunterstieg dachte ich mich in die Lage eines Gefangenen, der vor seine Richter geführt wird; ich warf einen scheuen Blick durch die geöffnete Thür in das Zimmer, wo sie einst saßen, um zu verhören, und Folter oder Tod zu dictiren. Es überrieselte mich kalt. Ich athmete erst wieder frei, als ich mich in dem Gewühl der Piazetta befand. Eine Gondel erwartete mich und fuhr mich nach dem Lido hinüber.

X.

Das Ghetto.

Der Ponte Rialto hatte seinen Eindruck nicht verfehlt. Ich war, ohne ihn zu suchen, in den ersten Augenblicken nach meiner Ankunft in Venedig dahingerathen, indem ich durch das Thor der großen Uhr auf dem Markusplatze, nach jenem belebten Bazar gelangte, der fast ununterbrochen zur Prachtbrücke führt. Da lag sie vor mir, ganz aus weißem Marmor, mit ihrer Doppelreihe von Kaufmannsläden, wie zu Shylock's Zeiten, und den Knoblauchhaufen in der Mitte, die hier in so reichem Maße feilgeboten werden, als gelte es der ganzen Küste einen antipestilenzialischen Gestank zu verleihen.

Shylock's Zeiten! mir trat der alte venetianische Jude hier lebhaft vor Augen; der alte, wilde Gernutus, wie ihn die Sage nennt.

Auf diesem Rialto hatte der stolze, herrschende Kaufmann den Hebräer angespuckt, und nachher doch sein Geld geborgt. Dort stand Graziano und besprach mit seinen Freunden den Schmaus zu Nacht, wobei Jessica entführt werden sollte. Die ganze heitre, übermüthige Welt des Lustspiels trat mir vor die Seele, in die nur Shylock's Riesengestalt einen breiten Schatten wirft. Aus dem obern Stockwerke eines nahe liegenden Hauses erschallte lärmende Musik und wildes Geschrei.

„Verstopfe die Ohren des Hauses", dacht' ich mir, „das ist der Lärm der queergehalsten Flöte," — und ich nahm mir vor den Umgang mit Christen an dem Tage zu fliehen, und Shylock's Haus im Ghetto aufzusuchen.

Ein Gondolier war zur Stelle, ich nannte ihm meinen Wunsch und er griff rüstig zum Ruder. Es war eine weite Fahrt, die uns ganz an's andre Ende der Stadtseite führte, welche sich dem Ufer

von Mestre zuwendet. Endlich hält er rechts still.

„Sind wir im Ghetto?"

Ein Quai, von armen Leuten bewohnt, zeigte sich.

„Nein. Aber hier muß gehalten werden. Nach dem Ghetto führt kein Kanal."

Diese Wohlthat, das Einzige, was dem todten Venedig Leben zu verleihen vermag, war also den armen Bewohnern des Ghetto versagt.

Einige Männer, die sich mir näherten, zeigten mir auf den ersten Blick, daß sie sich der Thiere mit ungespaltenen Hufen und der nicht wiederkäuenden zur Nahrung enthielten. Sie sahen schwarz aus wie die Italiener, hatten feurige Augen, Adlernasen und krauses Haar; aber noch ein gewisses Etwas mischte sich diesen Zügen bei, so etwas lauernd Erwartendes, so etwas Betrübtes, welches der getäuschten Erwartung folgt, daß man sogleich merken konnte, an welchem Uebel diese Leute zu leiden hatten. Sie warteten auf den Messias, der ihnen zu lange ausblieb.

Sie redeten mich deutsch an. Es ist seltsam, aber erwiesen, daß die Juden aller Länder deutsch sprechen. Ich habe einen Jerusalemitischen Juden gesprochen, der es verstand, und ich habe von einem gelehrten Reisenden vernommen, daß der Judenkönig der Falassah in Habesch deutsch als Hofsprache eingeführt habe, wie bei unsern Höfen französisch.

Auf die erste Begrüßung folgte die Frage, „ob ich etwas zu handeln habe.“ Ich verneinte und sagte daß ich blos komme, um das Quartier der Hebräer zu sehen. Ein armer Mann bot sich zum Führer an. Das Ghetto ist keine Straße, sondern mehr einem Hofe zu vergleichen, den hohe Gebäude umgeben. Es zeigte sich wenig Leben, von Schacher keine Spur; nur wenig Männer waren sichtbar, hin und wieder saßen müßige Frauen, mit tiefen Hauben und die Hände unter der Schürze; einige Kinder mit langen, schwarzen Haaren spielten auf den Misthaufen. Das Ganze hatte wenig Aehnlichkeit mit andern Judenquartieren, die ich gesehen; nur der Geruch war derselbe; ein Gemisch

von Knoblauch und gebratenem Gänsefett. Auch standen hie und da große Gefäße mit fetter Gänsehaut, die in kleinen Stücken geschnitten nnd geröstet war. Diese Lieblingsspeise habe ich auch in der Frankfurter Judengasse gefunden.

Das Ghetto wird von vielen vorspringenden Häusern unterbrochen, so daß es winkelig ist, keinesweges aber so unfreundlich, schmutzig und finster, als die Straßen am Fischmarkte und am Arsenale, welche blos von Christen bewohnt werden.

Es sind drei Synagogen hier; ich ließ mir die größte zeigen. Eine doppelte Marmortreppe führte in einen viereckigen Saal, von Marmorsäulen umgeben. Die Bundeslade und andere Ornamente waren reichvergoldet, die Fenster mit schweren, rothseidenen Vorhängen dicht verhängt. Lampen und Kronleuchter von massivem Silber. Nächst der Amsterdamer und Livorneser Synagoge — so sagte mir der Führer — soll dieses die prächtigste seyn.

Von Shylock's Haus wußte man mir nichts zu berichten; man schien hier nicht einmal die Sage

zu kennen, oder man stellte sich nur so. Auch war kein einziges von den Häusern, seinem Aussehen nach, so alt, um die Phantasie zu verleiten, Shylock's Wohnung dahin zu verlegen.

Seit dem die Flaggen von Candia, Corfu und Morea nicht mehr vor San Marco wehen, und der Bucentaur nicht mehr in See sticht, giebt es weder Königliche Kaufleute noch großartige Juden mehr in Venedig. Der Porto-Franco wird das nicht wieder herstellen können. Nichts ist geblieben als die lieblichen, wiegenden, wollüstigen Gondeln, wo man mit einer glühenden Venetianerin gleichsam eingesargt, bei dicht zugezogenen Vorhängen die Lagunen durchschifft.

Der Mond scheint; der Südwind treibt das adriatische Meer gegen die Murazzi; Zimbeln und Tambourine schallen vom Lido: aber wir landen nicht — immer fort — immer fort! man glaubt daß man nach Griechenland schiffen müßte. Es ist so nah und diese südlichen Küsten hauchen sich so warm entgegen.

Der Gondolier legt an; das nahe Schifferhaus nimmt uns auf; es soll uns diese Nacht beherbergen. Auch Chioggia ist schön; von hier wollen wir die Morgensonne begrüßen.

XI.

Rheinreise.

Die Prinzessin Marianne schnarchte und röchelte wie ein gefesseltes Ungethüm am Ufer; hin und her liefen die Menschen durcheinander; Koffer und Ballen wurden hinabgetragen; Pferde mit verbundenen Augen in niedrige Karren gebracht, um an Bord geschafft zu werden; es war ein Bild des hastigsten Treibens — da erschallte die Glocke zum letzten Male — wir nahmen Abschied und eilten, uns ein schattiges Plätzchen unter dem Zelte zu suchen, die Freunde grüßten zum Abschiede von der Brücke, Hüte und Tücher schwenkend; das Schnarchen und Röcheln im Innern der Maschine hörte plötzlich auf,

und das Rauschen der schaufelnden Räder begann. Ehe wir es uns versahen, waren wir mitten im Strom, das Schiff machte seine Wendung und wir schwammen prächtig hinab, den weithin wehenden Dampf in der Luft, den glänzenden Streif im Wasser zurücklassend, womit die stolze Prinzessin Marianne ihre Bahn bezeichnete.

Wohl Jeder unter uns sieht sich in eine eigenthümliche Stimmung versetzt, wenn er den Rhein wieder erblickt. Wenn auch jener Enthusiasmus nachgelassen hat, der unsere Brust für ihn durchglühete, als noch sein linkes Ufer französisch war, und wir mit sehnsüchtigen Blicken nach dem „Vater Rhein" schauten wie nach dem Palladium des Vaterlandes, so müssen wir es uns doch gestehen, daß er seine Wogen durch die gesegnetsten Gauen Deutschlands rollt, daß der heiterste, aufgewecketeste Volksstamm an seinen Ufern horstet, daß uns die ältesten und erhabensten geschichtlichen Erinnerungen dort auf allen unsern Schritten begleiten.

Ich gedachte einer frühern Zeit. Zwanzig Jahre waren seitdem vorüber. Wie ich so an den alten

wohlbekannten Ufern vorbeiflog, träumte ich mich noch ein Mal jung. Ich vergegenwärtigte mir meine damalige Umgebung, die Gesellschaft in der ich mich bewegte, die Freunde, die Brüder auf Tod und Leben; nun sah ich mich allein an der alten Stelle. Nicht Einer der Alten begegnete mir, nicht Einer reichte mir traulich die Hand, es hatte sich Alles verändert. Diese waren zu hohen Ehren gelangt, Jene keuchten sich müde in dem Tretrade des bürgerlichen Erwerbs; Diese waren den Verhältnissen des Lebens, Jene einer Krankheit unterlegen. Der blonde, bleiche, kleine Offizier, mit den klugen Augen und der hohen Stirne, geehrt und geschätzt von seinem Corps, ein Liebling seines Chefs, er ist jetzt einer der Ersten im Heere und hat längst die Hoffnungen erfüllt, die man von seinen großen Talenten hegte. Ein Anderer, der damals in der Blüthe der Mannesjahre stand, an dessen Seite ich bald zu Fuß, bald im Nachen diese interessantesten Uferpunkte besuchte, er beherrscht jetzt einen weiten Landstrich in Asien, und nur selten, in langen Zwischenpausen, erfreut mich die

burten verheißen, sind diese Personen jedenfalls die beachtenswerthesten und interessantesten der Gesellschaft.

Wir hatten uns auf der Heidelberger Ruine getroffen, und den schönen Abend mit einer Menge lieblicher Frauen und Mädchen dort gelustwandelt, die längst Heidelberg berühmter zu machen verdient hätten, als seine Universität, sein Schloß und sein Faß. Der himmlische Park, der die Ruine umgiebt, wimmelte von den artigsten Kindern, die nach der bunten, diesjährigen Mode gekleidet, das tiefe Grün der breiten Epheuflächen und der schattigsten Buchengänge, wie mit Schmetterlingenpracht und tropischem Blumenluxus verschönten, und die Blicke auf die anmuthigste Weise von den malerischen Resten einer starren Vergangenheit, zu den malerischern eines üppigen Lebens hinüberzogen. Von dem vielbekannten, mitten entzweigespaltenen Thurme, dessen eine Hälfte über dem Abgrund schwebt, während die Andere wunderbar erhalten die festen Gewölbe im Durchschnitte zeigt, erklangen ernste Töne: Mehüls Symphonie zu sei-

nem Joseph in Aegypten. Der Morgengesang der Israeliten in der Wüste, machte an diesem besuchten Orte, zum christlichen Pfingstfeste bei untergehender Sonne eine nicht minder erhebende Wirkung. Wie wir der Musik mit ganzer Seele folgten, lehnten wir uns über das Steingeländer und schaueten hinab auf die Stadt, worin heute gewiß nur die Kranken zurückgeblieben waren, auf den Spiegel des Neckar und das ferne Haardtgebirge, das im blauen Dufte uns die Richtung des Rheins bezeichnete. Unten sahen wir das Haus wo vor ungefähr dreißig Jahren Görres, Arnim und Brentano beisammen wohnten, woraus des Knaben Wunderhorn ertönte und Tröst-Einsamkeit an's Licht trat; ein Haus, das damals viel Poesie beherbergte. Drüben war die enge Gasse sichtbar, wo die Ehrensachen der Studirenden ausgemacht werden, und über uns ragte der bewaldete Kaiserstuhl in den gestirnten Abendhimmel empor. Man konnte an diesem Platze mit großem Behagen vom Kaiserstuhle über die Ruine hinweg, zum Hause und dann bis zu jener Gasse, ein gutes Stück deutsche

Geschichte in Gedanken durchmachen. Nur das Berühren der Gegenwart störte aus diesem Behagen auf; es liegt zuviel Drückendes darin, wenn wir deutsche Universitäten von jetzt mit ihrem frühern Zustande vergleichen. Beim Nachhausekommen empfing uns Musik, und in dem offenen Speisesaal sahen wir alle Tische gedrängt besetzt. Man ergötzte sich bei lautem Gespräche, während die Teller klapperten, die Gläser klirrten und die Harfenistin ihre gellende Stimme ertönen ließ. Wenn man aus dem frugalen, stillern Schwaben kommt, so wird man durch diese plötzliche Umwandlung der Sitten und Lebensweise angenehm überrascht. Der nächste Tag sollte uns indeß ein noch überraschenderes Bild liefern.

Am zweiten Pfingstfeiertag strömt Alles aus der Umgegend nach Schwetzingen zusammen; so ist es seit vielen Jahren herkömmlich, und auch wir machten uns auf, um dem Feste seinen Tribut zu bringen. Der Wörlitzer Park und der Garten von Schwetzingen haben einen längst wohlbegründeten, von unsern Eltern und Voreltern schon anerkann-

ten Ruf. Es thut mir leid hier, was den Letztern betrifft, diesen Ruf etwas in Zweifel zu ziehen. Wirklich verdient der Schwetzinger Garten nicht, daß man — nach dem gewöhnlichen Ausdrucke zu reden — „den Lärm von ihm mache.“ Mit dem Versailler, seinem großartigen Vorbilde, ist er nicht zu vergleichen. Diese Schnörkel und Ziere-reien, Moscheen, Ruinen und Tempel en miniature, wie Tafelaufsätze, diese Wasserkünste und Grotten, können wohl Niemand mehr in Extase versetzen, der von Dampfschiffen und Eilwagen den gehörigen Gebrauch gemacht hat. Alles das ist in den Gärten regierender Fürsten nach einem weit glänzendern Maßstabe vorhanden, und trägt dort überdieß noch nicht die unverkennbaren Spuren eines längst dahingeschwundenen Geschmacks und einer nur dürftigen Unterhaltung, wie dies in Schwetzingen der Fall ist. Es wäre angemessener den Garten ganz verwildern, und alle Herrlichkeiten desselben zertrümmern zu lassen, um dann die langen Alleen, die holländischen Hecken und andern Partien erst recht zu goutiren. Eine solche Gar-

tenruine müßte einen unbeschreiblichen Eindruck hervorbringen, davon bin ich überzeugt. Trotz dieser Bemerkung will ich nicht in Abrede stellen, daß die hohen Buchengänge, die schattigen Kastanien, die Lauben und Boskets, das wechselnde Grün, die bunten Parterres, höchst anziehende Punkte bieten. Gruppen von Bäumen sind stets schön, wie nun erst hier wo sie mit Sorgfalt gewählt, gepflanzt und nach der Regel gezogen sind; denn ich bin nicht so vandalisch gesinnt, die Kunst ganz aus unsern Gärten verbannt sehen zu wollen. Am Ende ist denn doch Le Notre's kunstathmender Zwang mehr werth, als die regellose Phantasie, die sich durch kleinliche Nachahmungen großartiger Natur in den sogenannten Parks kundgiebt, wo man sich in engen, monotonen Irrgängen, wie auf dem eigenen Absatze herumdreht, und endlich das große Vergnügen hat, durch eine grüne Wiese überrascht zu werden. Ich spreche hier nur von gewissen, d. h. sogenannten Parks in Deutschland. —

Das unbedeutende Städtchen, das sich nach dem Garten nennt, und sein Daseyn nur dem Ei-

gensinne eines kleinen Machthabers des vorigen Jahrhunderts verdankt, welcher dieser störrischen Natur ein Paradies abzutrotzen gedachte, hatte sich ein Jahrmarktmäßiges Aussehen verschafft. Wagen versperrten die Straßen, geputzte Leute zogen schaarenweise hin und her, aus allen Fenstern gafften Neugierige, in einigen hölzernen Buden wurden bei dem Schalle schlechter Instrumente Alltäglichkeiten gezeigt, eine Puppenkomödie, ein Polichinell, u. s. w. Die gepriesenen Schwetzinger Rahmtörtchen, die ersten Kirschen und duftigen Blumensträuße, wurden überall feilgeboten. Wir setzten uns in Bewegung nach dem unansehnlichen Schlosse, an dessen Pforte Stöcke und Waffen abgegeben werden mußten.

Leute, die das ganze Jahr hindurch dazu verdammt sind, einen Tag wie den Andern zu leben, haschen mit einer unglaublichen Wollust darnach, ein Mal über die Schnur hauen zu können. So fanden wir denn auch hier, dem Anscheine nach sehr wohlhabende und geregelte Familien, im Putze nach der neuesten Mode, auf einer niedrigen Mauerein-

fassung sitzend, und aus der Hand Braten und Wurst essend, die der Bediente aus der Hülle von fettigem Papier hervorlangte. Flaschen wurden entsiegelt, und ihr Inhalt in Reisebecher von gebranntem Leder geschüttet, woraus der schöne Mund wie der häßliche, nacheinander nippen mußte, kurz — alle Unbequemlichkeiten einer weiten Reise in unwirthbaren Gegenden wurden auf das Beßte nachgeahmt, wie Kriegsgefahr bei einem Manöver, und dies geschah hier blos — um den Genuß des Tages zu erhöhen. Ganze Reihen solcher vergnügten Nomaden sahen wir, vor geöffneten Koffern sitzen, die mit Speisen und Getränken überfüllt waren, wie sie sich dem seltenen Vergnügen, das vielleicht alle Jahre nur ein Mal bei ihnen wiederkehrt, mit vollem Herzen hingaben — ein Mal im Freien zu essen. Glückliche Menschen, denen es im Freien besser schmeckt und die auf Reisen — wie sie es nennen — noch doppelten Appetit haben! —

Wir begaben uns in den ersten Gasthof, wo wir schon am Morgen unsere Plätze bestellt hatten.

Großes Gedränge im schmalen, niedrigen Raum, viel Geschrei und Zugwind. Eine Menge Gerichte wurde aufgetragen, oder vielmehr auf die Tafel geworfen, aber das Meiste war unschmackhaft bereitet. Bei solchen Gelegenheiten befindet sich die Kasse des Wirthes besser, als die Magen der Gäste. Wer jemals Invaliden oder sonstige Arme bei festlichen Gelegenheiten hat speisen sehen, der hat einen Maaßstab für diese Küche und Bedienung. Es ist Alles da, damit die Zeitungen davon sprechen können, aber wie? das steht auf der andern Seite. Das beßte Gericht war ein ältlicher Mann, mit einem breiten, seltsam lächelnden Gesichte, im abgetragenen Ueberrocke, einen Degen in der Hand, wie einen Stock tragend. Es war der Herr von Drais, der auf seiner verbesserten Draisine zum Feste herbeigefahren war. Er ist die Seele aller dieser öffentlichen Zirkel und man hat ihn zur Belebung der Unterhaltung sehr gern. Jemand fragte ihn im Scherz: ob er sich etwa nach der Draisine genannt habe. Was er sehr übel genommen haben soll. Ich freute mich diesen unter uns viel berühm-

ten Mann nun endlich auch kennen gelernt zu haben. Sänger und Spielleute zogen an und ab, im ununterbrochenen Wechsel, unsern Ohren zur Pein. Ein junger Bursche, der zugleich den Grimacier machte, belustigte allein. Er stellte sich auf einen Stuhl und sang ein Klagelied in jüdischem Jargon, wobei er stets vom Weinen in's Lachen überging. Dies Lied hatte überdieß noch ein historisches Interesse, da es zu der Zeit entstanden ist, als die Juden Mannheim während der Belagerung verlassen mußten. — Man sagte mir allgemein, daß der Besuch Schwetzingens nicht mehr so stark sey, als in frühern Jahren. Man versprach sich noch Gäste für den Abend und meinte dann müßten sie von Mannheim in Schaaren herbeiziehen; wir aber fuhren, als der Tag sich bereits neigte, dahin, ohne auf Wagenzüge und sonstige Karawanen zu stoßen.

In Mannheim war es anders. Wir fuhren vom Pfälzer Hof bis zum letzten Gasthofe, ohne ein Unterkommen finden zu können, und wir würden sicherlich unter freien Himmel haben campiren

müssen, wenn nicht ein Freund uns gastlich seine Wohnung geöffnet hätte. Zum Theil war Mozart daran schuld, daß Mannheim an jenem Abende so übervölkert war. Man gab Don Juan im Theater, und die Liebhaberei für das Theater ist in der ganzen eben so geld= als menschenreichen Umgegend seit langen Jahren erblich. Mit vieler Mühe bekam ich ein Plätzchen in einem Winkel der finstern Fremdenloge, wo ich nichts sah und hörte und an furchtbaren Beängstigungen litt. Ich wäre vergeblich im Theater gewesen, wenn mich nicht der gastfreie Freund, dem ich schon ein Obdach verdankte, nun auch in eine bequeme Loge gebracht hätte. Hier konnte ich Alles recht schön übersehen. Das Haus ist altfränkisch, und die Logen neigen sich von der Mitte gleichsam terrassenartig der Bühne zu, eine Einrichtung, die ich noch nirgends angetroffen habe. Die Beleuchtung ist vorzüglicher wie in vielen deutschen Theatern, z. B. in Stuttgart. Die Vorstellung interessirte mich, als Fremden, nicht sehr. Um so Etwas mit Leib und Seele zu goutiren, wird Gewohnheit erfordert.

Madame Pirscher war jedenfalls als Donna Anna die hervorleuchtendste Künstlerin. Eine schöne Frau, mit guter Stimme, die mit Affect und Effect eine solche Partie zu singen weiß. Im Recitativ ließ sie sich manchen Verstoß gegen den guten Geschmack, und folglich auch gegen die richtige Declamation, zu Schulden kommen, obgleich deutsche Sängerinnen, bei der Unzulänglichkeit ihrer künstlerischen Ausbildung, doch stets hierauf stark Anspruch machen. Um nur Eines anzuführen, so hielt sie bei den Worten, die der großen Arie:

„Du kennst den Verräther"

vorangehen:

„und stößt ihn nieder!"

das „Und" minutenlang, anschwellend aus, zum großen Ergötzen der Mannheimer, welche ganz rasend applaudirten. Eine größere Widersinnigkeit ist mir aber nie begegnet. Eine Dem. Löwe gab die Zerline, und sah sehr hübsch aus. Befremdend war es mir den Redetext, der überall vernünftigerweise gekürzt wird, hier sehr ausgesponnen zu sehen und noch mit mannichfachen Zusätzen

überhäuft. So erschöpfte sich z. B. Don Juan, ehe er das Duett

„Gieb mir die Hand, mein Leben,“

beginnt, die Reize Zerlinens zergliedernd herzuzählen, was wirklich etwas abgeschmackt erschien, und nur dem Mädchen Gelegenheit geben konnte, einige kokette Ziererei mehr zu etabliren. Wozu das in einer Rolle, die ohnedies genug Gelegenheit dazu bietet? Ein ungeduldigeres Publikum als das Mannheimer würde sich so etwas gewiß nicht gefallen lassen, und das fade Gespräch mit dem Rufe:

„die Musik! die Musik!“

unterbrechen, die ganz unerlaubt dadurch von ihrer Stelle verdrängt wurde.

Als ich nach dem ersten Acte aus dem Theater gieng, zeigte man mir Kotzebue's Haus, und den Platz davor, wo Sand knieend, sich den Dolch, womit er ihn ermordet, in die Brust stieß. Auch die Wiese, wo der Unglückliche hingerichtet wurde, zeigte man mir beim Hereinfahren in die Stadt. Das Andenken an Sand, so frisch angeregt an

dieser Stelle, ließ mich schnell Don Juan und das Schwetzinger Fest vergessen, und ich gieng nicht ohne tiefe innere Bewegung dem Schloßgarten zu, unter dessen schattigen, von einem betäubenden Jasmindufte durchwürzten Gängen, ich jetzt am liebsten allein gewesen wäre.

Ich dachte des Frühlings von 1819 wo diese That wie ein Blitzstrahl aus heiterer Luft uns erschütterte und an die Folge schrecklicher Begebenheiten, die sich seitdem daran knüpfte.

Ich lebte damals in Oesterreich und wurde aufgefordert eine Trauerfeier Kotzebue's für das Theater zu dichten. Ich kam dem Wunsche des Impressars nach, wir hatten jedoch den Aerger, daß die Censur meine Arbeit nicht passiren lassen wollte.

In Heidelberg lebt der Scharfrichter, der Sand hinrichtete, und der sich mit vielem Gelde, aber vergebens, davon loszukaufen gesucht hat. Er hat nun aus den Brettern des Schaffots, wie man mir sagte, eine Hütte gebaut, und sie mit Reliquien des Hingerichteten ausgeschmückt. Die blonden Haare Sand's waren eine Zeitlang kein unge-

suchter Handelsartikel. Es soll „der Sandhütte" auch jetzt noch an Besuchern nicht fehlen, deren Zahl ich jedoch nicht vermehrte.

Das weitläuftige Schloßgebäude, von dem ein beträchtlicher Theil noch in Ruinen liegt, zeigt nach dem Garten hin, eine recht ansehnliche Façade. In dem einen Flügel wohnt die verwittwete Großherzogin Stephanie, deren Zirkel sehr belebt seyn sollen; sie unterhält hauptsächlich den Fremdenverkehr in Mannheim. In jüngster Zeit ist die Lebensweise dieser Fürstin jedoch abgeschlossener geworden.

Unter den hier stets lebenden interessanten Fremden nenne ich den Grafen Leon, einen Sohn Napoleons, dessen Mutter an einen deutschen Edelmann verheirathet ist. Auch Sternberg, der Novellist, war noch vor Kurzem in Mannheim.

Für mich war aber der interessanteste von allen Bewohnern Mannheims, Karl Gutzkow, den ich nach längerer Trennung hier wieder fand. Ich muß meine schönen, frommen Leserinnen bitten, nicht sogleich mein Buch wegzuwerfen, wenn ich

den so arg verschrieenen und verketzerten Dichter hier in meiner Aquarellmanier zu skizziren gedenke. Gutzkow ist nicht das, was seine Feinde aus ihm machen wollen, und ich kann es Allen, die sich in der Ferne für ihn interessiren, zurufen: daß die schöne Welt Frankfurts ihm gern zulächelt, wenn er seine fein zugespitzten und für den Zweck berechneten Vorlesungen im dortigen Museum hält. Der junge Verbrecher ist wahrlich so übel nicht! Ein edles Profil, ein offenes, helles Auge, blondes Haar, eine Toilette nach der Mode, die nur so viel Nachlässigkeit zeigt, um den genialen Schriftsteller von dem Commis-voyageur zu unterscheiden. Die Haltung könnte freilich anders seyn; es wäre zu wünschen, daß eine liebenswürdige Lehrmeisterin hier meinen geliebten Autor ein wenig verbesserte. Die Rede ist weich, wie man sie nur eben am Ufer der Spree erlernt; in diesem Punkt ist Gutzkow stets ein guter Preuße geblieben.

Sein Umgang ist im höchsten Grade anziehend. Wir hören nichts von jenen beißenden und vernichtenden Sätzen, die in seinen Schriften so schlagend wirken; nichts von jenen Sarkasmen, die zarte, fromme Kinder so zurückscheuchen; er ist heiter und komisch, wie in manchen Schilderungen des Mahaguru und der Novellen, sentimental wie in den Narrenbriefen, feurig und hinreißend wie im Literaturblatt; klug und präcis wie in den öffentlichen Characteren. Sein glänzender Geist, seine ausgebreiteten Kenntnisse, sein Ideenschwung, das Feuer der Jugend, werden aber noch von seiner Anspruchlosigkeit im Umgange übertroffen, von seiner Zuvorkommenheit und von einem so hohen Grade jugendlich unbefangenen Wesens, daß man ihn zuweilen für eine Erscheinung des Märchens halten möchte.

Wenn man ihn eben verlassen und dann gleich

darauf von ihm hört, so ist es schwer diese Gegensätze zu vereinbaren. Mir ging es so, nachdem ich wieder zu Hause war, und ihn mir dachte, wie er so milde auf dem Dampfschiffe gesessen, und mit meinem Löffel sein gezuckertes Selterwasser umgerührt, und nun hörte, wie die Leute über ihn losfuhren und ihn als ein wahres Ungethüm darstellten. Am meisten versündigen sich aber seine Berliner Schulkameraden an ihm, die ihn weder von Person noch aus seinen Werken gehörig kennen und lügenhaftes, entstellendes Zeug über ihn bekannt machen. Der ärgste Vorwurf, der ihn trifft, ist, daß er über den Schlagbaum setzt, der ihm die Straße versperren will, und dem gemächlichen Chausseewärter dabei mit dem Absatz vor den Kopf stößt. Mit etwas mehr Weile, die er sich nähme, käme er ungefährdeter zu seinem Ziele. Aber — „wär' er besonnen, hieß er nicht der Tell!" —

Ich glaube nicht daß es leicht dahin kommen wird, Gutzkow's Schriften von jenen Damen gelesen zu sehen, die jetzt so häufig im engerm Comité, Sonntags Vorlesungen aus Andachtsbüchern hal-

ten; dabei verliert er aber nichts; sein Publikum hat er, das sich an seinen kühnen Ideen erfreut und seinen Muth bewundert, ein Publikum, das ihn für die hervorragendste Erscheinung der jüngsten Literatur anerkennt, gleich wie die bedeutendsten Buchhändler, die ihn bereits zum Mittelpunkt ihrer Speculationen machen möchten. Dies Alles hat ihn nun im Leben so glücklich gestellt und ihm eine so vollkommene Unabhängigkeit verschafft, wie sie allen jugendlichen Geistern seines Schlages im vollsten Maaße zu wünschen wäre. Er führt ein Leben, wie es vor zehn Jahren für einen jungen, deutschen Schriftsteller noch nicht zu denken war. Am schönen Rheine haust er, kann man mit vollem Rechte von ihm sagen; zu gleicher Zeit hatte er elegante Wohnungen in Frankfurt, Mannheim und Heidelberg, aber er zieht es vor auf dem Dampfschiffe den breiten Rücken des Stromes bis an Holland's Gränze hinunter zu schwimmen. So arbeitet er, so dichtet er; wie verschieden von dem Bilde, das man sich sonst von armen deutschen Dichtern im Dachstübchen entwarf! —

Ich hoffe daß Gutzkow's nächstes Werk, der Roman „Seraphine", der bei Cotta erscheint, ihm auch zärtliche Gemüther zuwenden wird, wie ihm jetzt edle und starke anhängen. Es ist die rührendste Liebesgeschichte, die jemals erfunden wurde. —

Vom Rhein aus erblickten wir den Thurm von Frankenthal, das in neuester Zeit der rheinbaierischen Assisen wegen, eine traurige Berühmtheit erhalten hat. Die Ufer zeigen nichts als Schilf und Rohricht, in einiger Entfernung die Fruchtfelder und Obstbäume der Pfalz, darüber hinaus rechts den Melibocus, links dämmernder das Haardtgebirge. Bei Worms legten wir an; die Koffer wurden geöffnet. Wir befanden uns nun im Großherzogthum Hessen. Ein Russe, der daran gewöhnt war, viele Wochen und Nächte zu durchreisen, ohne das Land Eines Herrn zu verlassen, konnte hier seine Sarkasmen nicht zurückhalten, und wollte von den Czarthümern Hessen, Usingen, Isenburg, Rödelheim u. s. w. sprechen. Ein stärkerer Wind erhob sich nun und bewegte die Wellen, als wir über den Nibelungen-Hort dahinschifften, der

bei Worms in der Tiefe ruht. Ich hätte gern einigen Engländern diese Beobachtungen zugerufen, die mit großer Aufmerksamkeit in ihre Bücher, Karten und Panoramen blickten, ohne darin über den berühmten Hort das Geringste zu finden. Vielleicht würden sie den Rhein bei Worms, wie früher die Vigo-Bai, zum Gegenstande ihrer Untersuchungen machen, um den fabelhaften Schatz an das Tageslicht zu ziehen.

Die Gegend bei Oppenheim erkannte ich sogleich wieder, obgleich ich sie vor zwanzig Jahren nur auf wenige Augenblicke an einem trüben, regnerischen Morgen zu Gesicht bekommen hatte. Hier passirte ich im Jahre 1815 den Rhein, auf derselben Stelle, wo Gustav Adolph auf einem Scheuerthore hinübersetzte. Die Anhöhe, von der Kirche und einer Ruine gekrönt, nahm sich aber an jenem Morgen noch herrlicher aus, als jetzt in der freundlichen Abendbeleuchtung.

Wie wir uns Mainz näherten, umzog bereits der Abendnebel die freundlichen Höhen des Rheingaus, und verbarg uns gänzlich den Taunus. Der

röthliche Dom zeichnete sich aber scharf auf dem lichten Abendhimmel, und die unzähligen Lichter aus den vielen Fenstern neuer und großer Hotels, strahlten freundlich zu uns herüber. Ein alter, grober Polizeidiener versperrte uns den Weg, indem er nach unsern Pässen fragte, und sehr bedächtig von ihnen Einsicht nahm. Ich hielt dies für eine überflüssige Neugier und bemerkte, er solle die Pässe nur der Reihe nach abnehmen, die Polizei würde dann schon selbst sehen, was an ihren Inhabern sey. Da richtete sich der alte Blaurock recht furchtbar in die Höhe, und rief höhnisch: „Die Polizei? so? und wer bin denn ich?" — Und in der That war seine Besichtigung hinreichend und wir erhielten unsere Urkunden aus seiner Hand geheiligt zurück und durften, für diese Nacht wenigstens, als ehrliche Menschen passiren. Doch dauerte das nicht volle zwölf Stunden, und wir waren wieder verdächtig, besonders ich, auf den es ein Preußischer Polizeibeamter so recht eigentlich abgesehen hatte.

In Bingen, wie ich glaube, kommt ein solcher

an Bord des Dampfschiffes, und wir erhielten die Weisung ihm unsere Påsse einzuhåndigen. Es half nichts daß der alte, grobe Hesse, auf dem Mainzer Bollwerk, uns canonisirt hatte; hier in Preußen waren wir Alle wieder durch die Bank Schelme, mindestens Barone von Minnigerode oder Aufwiegler des Volks, und mußten uns von Neuem weißbrennen. Während die Verification der Påsse vorgenommen wurde, hatten wir einen schönen Theil des Rheinthales passirt und ein sehr gutes Beefsteak verzehrt. Endlich erhielten wir die Weisung in die Kajůte hinabzugehen, um unsere Papiere wieder in Empfang zu nehmen. Obgleich diese Forderung, einem Reisenden auf dem Dampfschiffe, der seinen Platz im Pavillon theuer genug bezahlt hat, als eine etwas zu starke Zumuthung erscheinen muß, so drångte ich mich doch hinzu, um mich wieder in den Besitz des theuern Papiers zu sehen, das zu meiner persönlichen Sicherheit so unumgånglich nöthig war, und das ich nur ungern auf so lange Zeit, mit so vielen Andern pêle-mêle in fremden Hånden sah. Wie leicht konnten Un-

vorsichtigkeit oder wohl gar Bosheit mir einen fatalen Streich spielen, und ich von meiner Vergnügungsreise am Rhein mich plötzlich vor ein finstres Tribunal geschleppt sehen, das in irgend einer uninteressanten Stadt, die ich gar nicht kennen zu lernen wünsche, seinen Sitz hat. In jetziger Zeit sind solche unfreiwillige Reisen nichts Seltenes, und Umstände, die sie herbeiführen könnten, sehr zu fürchten.

Endlich hatte ich glücklicherweise meinen Paß weder, schloß ihn in meine Brieftasche, placirte diese auf mein Herz, und stieg wieder zur Sonne empor, wo ich mich auf die grüne Bank streckte, und zufrieden wie ein Gott, im Gefühle eines, für den Augenblick, anerkannt unverdächtigen Mannes den Rhein, die Hügel und die Passagiere, der Reihe nach musterte. Es dauerte aber nicht lange da tritt der Polizeibeamte auf mich zu, und fragte freundlich, jedoch ohne die übliche Höflichkeit, die man einem unbekannten, feingebildeten, ruhig dasitzenden Menschen schuldig zu seyn pflegt: „Haben Sie mir Ihren Paß schon gegeben?" „Ja

wohl,“ erwiederte ich, und will ihn abermals aus der Brieftasche nehmen, um ihm denselben zu zeigen. Der Polizeibeamte weist ihn aber zurück und meint, das wäre gar nicht nöthig, er wolle nur noch einmal wissen wie ich heiße, und woher ich käme. Ich glaubte nicht daß dies nöthig wäre, da der Paß dies Alles schon enthielt, und hatte die thörigte Hoffnung gehegt, daß dieser mich einer solch gezwungenen Unterhaltung mit einem Polizeiofficianten hinglänglich überheben könnte. Wie sehr war ich aber im Irrthum. Der Mann sagte mir ganz offen und mit einem gewissen Grade von Artigkeit, der zu seinem Amte paßte, daß oftmals die Pässe große Lügner wären, und daß es daher seine Pflicht sey, auch die Reisenden selbst sprechen zu lassen; daß im Passe ein ächtdeutscher Name und ein deutsches Vaterland vermerkt stehen, während der Inhaber desselben oft kein Wort Deutsch sprechen könne; daß er ein alphabetisches Register bei sich führe, wo mancher Buchstabe mehr als hundert vervehmte Namen enthalte, die er nicht passiren lassen dürfe, und daß bei diesen Umstän-

den sein Amt für ihn selbst gefahrdrohend sey und daher seine größere Sorgfalt und selbst Strenge wohl entschuldige. Er erzählte mir, daß erst kürzlich zwei Individuen ihm auf dem Dampfschiffe ihre guten Pässe übergeben, und von ihm bereits zurückerhalten hatten, als Einer zum Andern leise auf Polnisch sagte: „Hier sind wir gut durchgekommen," oder so etwas Aehnliches. Er versteht zum Unglück Polnisch, da er ein geborener Posener ist, redet nun die Fremden in dieser Sprache an, und es ergiebt sich, daß der Eine ein Graf Potocki ist, dessen Namen sich auf der verhängnißvollen Liste befindet, und der nun sogleich auf dem Dampfschiffe selbst verhaftet wird. Aus diesem ersah ich nun daß der wackere Mann auch in mir einen solchen Fang zu machen witterte, und daß mein finsteres Gesicht und meine ächtsarmatischen Wonzen ihn auf die falsche Fährte gelockt hatten. Meine kurzgegebenen Notizen über Namen, Stand und Familie schienen den Mann indeß vollkommen zufriedenzustellen, er kannte nicht nur mehre mein:s Namens in Preu:en, sondern erkannte auch sogleich

meinen altpreußischen Dialect für ächt, und verließ mich mit mehr Höflichkeit als da er mich accostirt hatte.

Dieses kleine polizeiliche Intermezzo erregte mich aber unmuthig bis zur Suppe in Coblenz. —

Wir durchstrichen die Straßen von Mainz und sahen das neue Theater von Außen, mit der halbrunden Façade. Kleine Jungen drängen sich hier an die Fremden und tragen sich zu Führern in gewisse Gehege an, was nicht eben von dem allgemeinen Zustande der Sitten den beßten Begriff giebt. Die Polizei sollte wenigstens auf diese Jungen ein eben so wachsames Auge als auf die Pässe haben, dächt' ich. Das **Hôtel de Hollande** und das **Hôtel de Bellevue** zeigen fensterreiche Façaden, hellerleuchtete Speisesäle mit prächtigen Drapperien, und weite offene Hallen und Gänge. Dieses ist allerdings sehr anlockend für Reisende, die müde und hungerig sind. Wir wählten das **Hôtel de Bellevue** und fanden hier, daß sich ein altes Haus mit engen Corridors, kleinen, niedrigen Zimmern, finstern Winkeln und schlechten Treppen hinter ei-

ner pompösen Façade verborgen hatte. Wie man sonst graulöschpapierne Bücher mit einem in Kupfer gestochenen Titel versah.

Die Abfahrt des Dampfschiffes, das am Abend Cöln erreichen muß, war die etwas unbequeme vierte Morgenstunde. Die nächste Nähe hüllte noch Nebel ein, und erst beim Johannisberg fing es an etwas lichter zu werden. Als ich vor zwanzig Jahren den Johannisberg sah, war sein schönes Schloß noch nicht erbaut, und nur das Kirchlein krönte die terassenförmige Höhe. Auch mußte man damals in einem höchst unbequemen Fahrzeuge den Rhein hinabschiffen, das „Wasserdilegence" genannt wurde, aber eher „Paresseuse" zu heißen verdient hätte, denn es gieng damit entsetzlich langsam. Erst Mittag hatten wir Bingen erreicht, und Abends Coblenz, während wir jetzt in dem **Hôtel de Bellevue** in Coblenz schon zu Mittag ganz gemächlich unsere Füße unter den Tisch steckten.

Dies Hotel ist das eleganteste, das ich am Rhein gefunden. Daneben liegen die bescheidenen

„Drei Schweizer,“ die mir vor zwanzig Jahren treuen Schirm und Obdach gewährten, und es sich noch nicht, wie ihre Kollegen in Mainz hatten einfallen lassen, ihrem alten Kastell eine neumodische Façade zu geben, um mit dem Bellevue-Hotel zu concurriren. Die Zimmer in dem Letztern sind groß und weit und mit einem Luxus meublirt, der wirklich Erstaunen erregt. Wir bekamen einen Salon mit prächtigen Geräthschaften, Möbel mit rothem Sammt, Teppiche, Spiegel, Uhren, zwei Lüstres, kurz es fehlte nichts, um die beßte Gesellschaft auf das Anständigste darin aufzunehmen. Selbst die Geräthe zum Waschen waren höchst elegant, die Krystallflaschen, die Becken vom neuesten Wadgwood und in zierlichster Form, wie wir sie noch nirgend gefunden hatten. Soll ich meine aufrichtige Meinung sagen, so fand ich diesen Luxus übertrieben. Was sollen dem Reisenden, der nichts als Bequemlichkeil und Reinlichkeit sucht, diese herrlichen Gegenstände, da er sich nach wenigen Stunden wieder davon trennen muß, und den Wunsch nur mühsam unterdrückt: „Ach, könnt'

ich doch dies Alles mitnehmen.“ Und wie theuer muß er dieses Bedauern nicht bezahlen? Muß er dem Wirthe nicht die Zinsen seines ungeheuern Kapitals entrichten, das er, ohne ihn zu fragen, in die Möblirung des Hotels gesteckt hat. Muß er, mit einem Worte, nicht bei jedem Glase Wein, bei jeder Portion Zucker, die er sich geben läßt, das theuere Mobiliar bezahlen helfen? Meiner Meinung nach sind das die besten Gasthöfe, wo weite, einem frischen Luftzuge ausgesetzte, reinliche Gemächer gefunden werden; wo weder alte Tapeten, noch alte Polster den Begriff der Reinlichkeit entfernen; wo neue, zierliche, aber einfache Möbel sich befinden, und jede Bequemlichkeit sich von selbst darbietet. Diese sind dem luxuriösen und übertriebenen theuern bei Weitem vorzuziehen, und es wäre zu wünschen, daß Gastwirthe dies beherzigen wollten und sich von den Uebertreibungen in dieser Hinsicht, besonders in starkbesuchten Gegenden, zurückhalten lassen wollten.

Die Gesellschaft auf dem Dampfschiffe bestand aus einem alten, dicken Engländer mit seiner alten,

dicken Frau, zwei wohlerhaltenen, stattlichen Exemplaren reicher Viehmäster aus Yorkshire; einem jungen, schlanken Gentleman, dem ich es sogleich an der Nase ansah, daß er zu dem glücklichen Stande geistlicher Pfründner gehörte, die sich auf dem Kontinente nach Kräften amüsiren, während ihre hungernden Vicare daheim der Gemeine schlechte Predigten halten müssen; seiner Frau, einer großen, magern Gestalt, die auf der Bank ausgestreckt lag, die Füße in dem langen Gewande sorglich verhüllt, die feine, spitze Nase stets in die Luft gestreckt, den schönen Mund stets halb geöffnet, und die großen, schwärmerischen Augen auf die Gegenstände gerichtet, an denen wir vorüberfuhren. Außerdem waren noch einige seltsame Engländerfigüren an Bord; eine feine Frau, die an den Augen litt, und einen grünen Schirm aufgesetzt hatte, der ihr Gesicht tief beschattete; ein Ehepaar, das mit starken Schritten auf dem Deck auf und ab ging, und sich seinen kleinen Säugling, erst einige Wochen alt, nachtragen ließ, zwei Gentlemen, die in ihrem Wagen sitzen geblieben

waren, um ihre Plätze nicht bezahlen zu dürfen u. s. w. Von Deutschen waren außer uns, ein Preußischer Regierungsbeamter, der nach der Rheinprovinz versetzt worden war, nebst seiner Gattin vorhanden, und ein Mann, der sich, wie es schien, große Mühe gab, einen günstigen Eindruck auf dieses Ehepaar zu machen, um bei späterer Gelegenheit, seine genaue Bekanntschaft schon von dieser Reise herleiten zu können. Die unterwürfige Mine dieses künftigen Sollicitanten, Lieferanten oder was er seyn mochte, sein breites Maul, das sich viele Mühe gab, alle Merkwürdigkeiten zu erklären, seine Geschäftigkeit, womit er das Frühstück für den Regierungsrath bestellte, Stühle herbeiholte, der gnädigen Frau den Shawl bald umgab, bald abnahm, die gnädige Protectionsmine dieser und die Gleichgültigkeit, womit sie auf alle Andere herabsah, die ihr gleiche Huldigung nicht angedeihen ließen, dies machte den widerwärtigsten Eindruck auf mich, weil es mir ein Bild jener aufgeblasenen Beamten vor die Augen führte, die gegen Jedermann grob oder unerlaubt gleichgültig

sind, wenn er nicht eine Stelle, höher als sie, im Bureau bekleidet. Eine Judenfamilie war auch von der Partie; höfliche Leute; die Frau mit einem etwas trotzig herabhängenden Lippenpaar, länglicher Nase und kleinen, blanken Augen: der Mann mit wenigen langen Haaren im Nacken, die er sonst sorglich über die Glatze zu kämmen pflegte, die aber heute, da er der Hitze wegen den Hut abgenommen hatte, im Winde flatterten, was ihm ein überaus komisches Ansehen gab. Der Mann war zuvorkommend und gesprächig, jedoch von jener wegwerfenden Marotte beseelt, die man häufig, bei seinen Glaubensgenossen, findet. Auf Alles, was man ihm sagte, war sein steter Refrain, den er mit ganz eigenthümlicher Betonung hervorzubringen wußte: „Nu — was ist? — Was Wunder? — Nun ja — es ist hübsch, aber was ist weiter? — u. s. w.

Die süffisante Mine, die er dabei annahm, machte ihn vollends unerträglich. Wenn ich auch nicht dem starken Ausspruch jenes englichen Philosophen unbedingt beipflichten möchte, welcher be-

hauptet: es gäbe Gesichter in der Welt, die beim ersten Anblick unwillkührlich zu Ohrfeigen herausforderten, so muß ich doch gestehen daß ich vielen schon begegnet bin, deren Ausdruck mir sogleich eine complette Abneigung einzuflößen im Stande war.

„Nun ja — der Rhein ist schön! Warum soll der Rhein nicht schön seyn? Der Rhein ist ein schöner Fluß; es giebt aber mehre schöne Flüsse in der Welt!" so ging es in einem fort, und ich war froh, als das Dampfschiff landete, und ich in Bonn dieser Unterhaltung, die sich mir wider Willen aufdrängte, glücklich entkommen war. —

Auch „der Stern" in Bonn ist ein sehr eleganter Gasthof. Er war uns empfohlen worden und wir nahmen dort unsere Wohnung. Das Erste war, daß wir uns in das Universitätsgebäude verfügten, um die dortigen Fresken zu besehen. Eine zahlreiche Gesellschaft von Herren und Damen war zugegen, die mit großer Andacht der erklärenden Frau zuhorchte, die wie ein plappernder Staar, das auswendig gelernte Pensum herbetete,

und dabei die köstlichsten Schnitzer machte, Alles durcheinanderwarf und besonders die Namen mit vorzüglicher Treue wieder zu geben wußte. Ein jedes der großen Bilder ist von Arabesken umgeben, welche den Gegenstand erklären helfen sollen. Die Philosophie ist von einer Reihe kleiner Karrikaturen eingefaßt, die sich hier höchst seltsam ausnehmen, und mir nicht an ihrem Platze zu seyn scheinen. Die Kompositionen der großen Bilder sind überreich an Figuren, die vortrefflich gruppirt sind, die Farbengebung ist brillant, der Ausdruck der meisten Köpfe imposant und wahr, dieser Vorzüge ungeachtet, läßt das Ganze jedoch kalt, was wohl hauptsächlich an den Allegorien selbst liegt. Die Idee kann den Beschauer nicht begeistern, eben so wenig wie sie den Maler zu begeistern im Stande gewesen. Wie anders sind die verschiedenen Triumphzüge Titians gedacht; dort ist Leben, Drama; hier eine kalte, steife Präsentation, eine Hofhaltung der Philosophie, Theologie u. s. w. die auf ihren Thronen figuriren und gnädige Audienz ertheilen. Die alten Meister sitzen oder stehen

alle ziemlich bescheiden da, mehr oder minder in Sinnen versunken, und nur Göthe sitzt, selbst ein Fürst im Reiche des Denkens, edel und stolz in Formen und Haltung, und doch ächt Deutsch dabei nachlässig hingelehnt. Man sieht es ihm an, daß er die Elegien und den Götz, die Iphigenia und die Brockennacht gedichtet hat. Die Figur ist ein Meisterstück; Kant dagegen im grünen Schlafrock, ein Gegenstück dazu. Ich hatte weder Lust Schlegel, noch Arndt, noch sonst Einen der Bonner Gelahrtheit aufzusuchen, und strich durch die engen Gäßchen, mit den kleinen spitzigen Häuserchen, besah den Münster und dergleichen mehr. Studenten wurden nicht gesehen, nichts verrieth die Universität; nur als ich nach Hause gekommen war, tönte von der Ecke ein heller Chorus, der einen Commers zu verrathen schien. Unweit der Stadt liegt ein altes Lustschloß Poppelsdorf, worin jetzt die Sammlungen sind, zu dem schöne Alleen führen, und hinter welchem sich der Kreuzberg erhebt, von dem man, wie von jeder Höhe am Rhein, einer reizenden Aussicht genießt.

Bonn machte einen langweiligen, trübseligen Eindruck auf mich, es sah, trotz des freundlichsten Wetters, Alles schmutzig, ärmlich und kümmerlich aus; wie ich vor zwanzig Jahren mich dort aufhielt, herrschte ein ganz anderer Geist daselbst; die Leute waren damals aufgeweckt und munter; die Napoleonische Zeit war vorüber, sie brüsteten sich noch mit der Glorie zum großen Reiche gehört zu haben und erwarteten die seligen Zeiten von Poppelsdorf wieder kehren zu sehen, mit Grotten, Nymphen, Attrappen, Wasserkünsten, Perücken, mit Günstlingen und Maitressen. Statt dessen erhielten sie die Universität. —

Mit Bonn hören bekanntlich die Ufer des Rheins auf, malerisch zu seyn. Von Köln nimmt der Strom den Character eines breiten holländischen Kanals an, an dessen Seiten hohe Schilfpartien wuchern, würdige Vorwürfe für Christian Morgenstern's Pinsel. Das romantische Siebengebirge im Auge, wendeten wir uns daher, und fuhren zu Lande, nach dem eine Stunde von der Stadt entfernten Godesberg, einem Dörfchen, in dessen

Nähe die eisenhaltige Quelle entspringt, welche unter dem Namen „Draischbrunnen" bekannt ist. Seitwärts von der Straße, und am Fuße des Hügels, der die Ruine trägt, erblickt man eine Reihe schöner Gasthäuser. Dasjenige, das uns aufnahm, war, wie man uns sagte, ganz von Engländern besetzt. Die Tafel war brillant gedeckt, Silber und Kristall glänzten überall, besonders auffallend war das reiche Dessert, das in den zierlichsten Gefäßen prangte. Nie noch hatte ich in einem Wirthshause diese Menge ausgesuchter Süßigkeiten auftragen sehen. Mein Befremden wurde bald durch die Tischgesellschaft erklärt, die ausser uns, aus ungefähr dreißig Damen bestand, zu welchen sich ein einziger alter, sehr dicker Herr wie zufällig gefunden zu haben schien. Die Damen waren Engländerinnen, bis auf Eine, unsre Landsmännin, welche auf dem Präsidentenstuhl, den sie wahrscheinlich als ältester Gast einnahm, eine stumme und sehr traurige Rolle spielte. Die englischen Damen sprachen viel, gegen die sonstige Gewohnheit dieser Nation. Besonders interessant wa-

ren mir sieben Schwestern, die in Begleitung ihrer alten Großtante diese Pension besuchten. Alle sieben hatten sich das Wort gegeben, nie zu heirathen, und die ältern hatten bereits glücklicherweise den Zeitpunkt erreicht, wo es ihnen nicht mehr schwer werden konnte, ihr Gelübde zu halten; aber ein junges Mädchen war dabei; ein lieblich rundes Gesichtchen mit schwarzen Augen und einem rothen Mündchen, das gar hold lächelte — für diese ward mir ein Wenig bange. Doch sahen mir die alten Schwestern ganz so aus, als wenn sie strenge Wächter abzugeben gesonnen wären, und ich gab mich zufrieden, was den Wortbruch des hübschen Kindes betraf, nicht aber über stille Qualen, die es zu erdulden haben, und über geheime Thränen, die es weinen würde. Ich konnte die alten Schwestern nur mit Ingrimm ansehen, die grausamen, schändlichen Freuden- und Friedenzerstörer! Sie hatten wahrscheinlich durch eigene Schuld, Koketterie, Prüderie, oder andere Untugenden, den rechten Zeitpunkt verpaßt, und nun fordern sie solch ein unschuldiges, unwissendes Kind auf, ihre er-

zwungene Pein, freiwillig zu theilen! Sie werden es an grellen Schilderungen nicht haben fehlen lassen, denen die Kleine Glauben schenkte. Sie werden uns als rechte Drachen geschildert haben. Ich wünschte, daß der Retter und Rächer, in der Person eines jungen, liebenswürdigen Lords erschiene, und sie dann in dem Glücke der Schwester ihre eigene Qual noch vermehrt empfänden. Der gebrochene Eid, glaube ich, könnte der jungen Frau, dann keine großen Gewissensbisse machen.

Der alte, dicke Herr in ihrer Mitte, war ein seltsames Original, wie man mir sagte. Bei Tische trank er wenig und sprach noch weniger. Sobald aber die Tafel aufgehoben war, verschwand er; Niemand wußte wohin. Bemerkte er, daß man ihm nachspähete, so wußte er durch Hin- und Hergehen die Spione zu ermüden und geschickt von seiner Fährte abzubringen. Abends, eilf Uhr, klopfte er jedesmal, unter dem Bellen aller Hunde, an ein verschlossenes Seitenpförtchen, und vermied die stets noch geöffnete Hausthür. Sein Zustand ließ dann keinen Zweifel, wo er gewesen war; denn der

starke Weindunst, den sein dicker Körper verbreitete, so wie sein schwankender Gang, belegten es sattsam, daß er eine bedeutende Anzahl von Schoppen zu sich genommen hatte.

Zu diesem englischen Originalbilde lieferte eine Gesellschaft holländischer Seeoffiziere, welche mit einigen grell aufgeputzten Damen, an diesem Tage plötzlich hereinbrachen, den merkwürdigsten Kontrast. Ich sage absichtlich „hereinbrachen,“ denn so und nicht anders war ihr erstes Erscheinen zu bezeichnen. Nachdem sie mit vielem Geräusche am untern Ende der Tafel Platz genommen hatten, gieng es an ein Fluchen, Singen und Taxagiren; eine Unzahl von Flaschen wurde entsiegelt; die mitgebrachten Damen zerrten die Herren auf den Schooß, und das Ganze nahm den Character eines wilden Bacchanals an. Die Engländerinnen entwichen scheu und die holländische Marine behauptete bald allein das Feld. —

Etwas unterhalb der Ruine, die den Drachenfels krönt, hat man jetzt eine Restauration erbaut, wo während der schönen Jahreszeit täglich eine

gute Wirthstafel den Reisenden erwartet. Man vermißt dort nichts von dem eleganten Comfort, der die Gasthäuser am Rhein auszeichnet. In anderthalb Stunden hat man auf Eseln die Spitze erreicht, die Ueberfahrt mit inbegriffen. Beim Hinabsteigen besucht man Königswinter am Fuße des Felsens, wo man auch übernachten kann.

Die Sage erzählt, daß hier ein furchtbarer Drache gehaust habe, der die ganze Gegend mit Schrecken erfüllte Man befragte die heidnischen Orakel, und alle stimmten darin überein, daß eine Jungfrau, die sich dem Drachen als Beute freiwillig überlieferte, ihn allein zum Abzuge zwingen würde. Man machte den Orakelspruch bekannt und alsbald stellte sich ein hohes Mädchen dar, die ihr Leben dem Wohl des Landes zum Opfer bringen wollte. Man führte sie in feierlichem Zuge den Weg hinan, wo in finsterer Höhle, das grüngeschuppte Ungeheuer lagerte, und Feuer und Rauch in die Lüfte hinaussandte. In weiter Entfernung von diesem Schreckensorte ließen die Führer die Jungfrau allein und weiheten sie dem Tode. Abe

sie war voll Hoffnung und des festen Glaubens, daß sie das Ungethüm nicht verderben könne. Heimlich war sie, die unter Heiden Geborene, durch die Lehre eines frommen Wald-Bruders bekehrt, Christin geworden, und nun ein kleines Crucifix, das sie besaß, aus dem keuschen Busen ziehend, schritt sie der Höhle zu. Mit gräulichem Zischen schoß der Drache auf sie los, und wollte sie packen, aber das Crucifix hielt das Mädchen vor ihm, und alsbald wälzte er sich von ihr ab, und stürzte dem Abgrunde zu, wo er nie mehr von einem Menschenauge entdeckt werden konnte. Die Menge aber, welche aus der Ferne dieses Wunder erblickte, sank laut jauchzend auf die Knie und wollte die Jungfrau wie ein göttliches Wesen verehren. Sie aber belehrte sie eines Bessern, und Alle ergriffen von Stund an das Christenthum.

Eine seltsame Mischung der Gefühle erregen solche alte Sagen und Legenden in unserer aufgeklärten und verfeinerten Zeit, zumal wenn man sich an Ort und Stelle befindet, wo die wunderbaren Begebenheiten sich zugetragen haben sollen. Ich

konnte mich eines leisen, mittelalterlichen Schauers nicht erwehren, als ich diese Geschichte nach abgehaltener Tafel auf der Höhe des Drachensteins der Gesellschaft zum Beßten gab, die zähnestochernd und sich mit den Stühlen hin und herwiegend, zuhörte, und in deren Mine deutlich zu lesen war: „Welch ein Mährchen! So etwas kann sich niemals zugetragen haben!" — Arme Menschheit, die den Glauben für so ernste Dinge verloren hat, die Jahrhunderte uns aufbewahrten, und doch so willfährig dem Ungereimtesten Glauben schenkt, das die Gegenwart gebiert, und das schon im Entstehen den Stempel der Unglaubwürdigkeit an der Stirne trägt. Ich kann diese Bereitwilligkeit und jenes Zurückweichen nicht eben zu den Fortschritten zählen. —

Bei Coblenz, auf der Rückfahrt, verließen wir das Rheinufer und wandten uns dem Ehrenbreitstein vorbei, der Straße zu, die nach den Taunusbädern führt. Die Badegesellschaft war noch überall im Entstehen. Von jeder Gattung war zwar ein Exemplar vorhanden, das aber noch ziemlich vereinzelt, durch großen Zwischenraum von dem

Andern getrennt, dastand, und von der Zeit erwartete, diesen Zwischenraum durch Seinesgleichen ausgefüllt zu sehen, wodurch dann erst die belebte Kette entsteht, welche man eigentlich „Badegesellschaft" nennen kann. Die einzelnen Glieder boten in ihrem jetzigen Zustande, kein interessantes Bild.

In Wiesbaden fand ich ein hübsches Theater, im eleganten Geschmacke decorirt, und nach der neuen Einrichtung erbaut, wie man sie in den Theatern zu Hamburg, Aachen, Mainz u. s. w. findet. Man gab Auber's Braut, und die Sänger und Sängerinnen, größtentheils junge Leute, gaben sich Mühe, wie es schien. Herr Meyer, der den Saaldorf gab, war mir von Hamburg wohlbekannt, wo er als Advokat lebte, und dann und wann in Privatgesellschaften seine schöne Baßstimme vernehmen ließ. Der Beifall, den er dort erhielt, und eine angeborene Neigung, trieben den Hamburger Advokaten zu den gewiß seltenen Schritt, die Diele, wie dort das Gerichtszimmer genannt wird, mit den Brettern zu vertauschen. Ein Wagniß, das leicht übel hätte ablaufen kön-

nen, nun aber bereits glücklich überwunden scheint. Herr Meyer ist für Rollen wie die des Saaldorf nicht ganz passend, doch soll er in ernsten Baßpartien sehr beliebt seyn. Ich möchte ihm aber auch unbedingt die komischen als eigenthümliche Sphäre zuweisen, wenn sie dem Spiele und dem Gesange nach, mehr Körper haben, als dieser lüsterne, leidenschaftlose Saaldorf.

Ganz wunderbar ergriff es mich, als ich zur Bockenheimer Pforte in das alte Frankfurt hineinfuhr.

Das alte Frankfurt ist und bleibt es denn vor allen Städten, die ich nach zwanzig Jahren wiedersah, welches sich am wenigsten in seinem Aeußern verändert hat. Man müßte denn einige neue Häuser an „der schönen Aussicht" sehr hoch in Rechnung bringen wollen. Ich lief noch denselben Abend, obgleich ich erst spät ankam, in den Straßen umher; ich blieb vor bekannten Häusern stehen; ich gieng zur Eschenheimer Gasse und sah nach den Fenstern, von wo einst Marianne nach mir herabschaute; ich besuchte die Plätze Alle wo

wir unsere Lieder erklingen ließen, wenn wir mit frohen Ständchen die kurze Sommernacht durchzogen; ich träumte mich wieder jung und meinte, ich müßte sie Alle von damals an den gewohnten Plätzen treffen, den sarcastischen M., den genialen B., H. den biederben, und den noch so schüchternen Döring, und alle Lieblingsschauspieler der Frankfurter, die sich unserm heitern Jugendleben angeschlossen hatten; sie waren aber Alle nicht mehr — ein trauriges, herzzerschneidendes Wort — Alle waren sie dahin, und nur ich allein wandelte wieder, wie ein dem Grabe entstiegenes Gespenst, auf dem Kirchhofe um Mitternacht. Da fühlte ich meinen Leichtmuth, der sich beim Hereinfahren so stark wieder geregt hatte, mächtig zusammensinken, denn Frankfurt hatte sich in der That sehr verändert; ich blickte um mich und war fremd in der sonst mir so wohlbekannten, traulichen Stadt.

Es war ein Sonntag. Die heimkehrenden Spaziergänger hatten alle ihre Wohnungen schon erreicht; die Straßen wurden leer; mich fröstelte; ich war, ohne es zu wissen, die Zeil hinabgegan-

gen: „Es ist spät," sagte ich zu mir, und zog meine Uhr hervor. Es war eilf, ich kehrte rasch um, und eilte in den Schwan, um mein Bett zu suchen. Später, als ich über dies Beginnen nachdachte, erschrack ich fast ein wenig über meine Unbesonnenheit. Ich hatte meine Uhr, dicht neben der Schildwache herausgezogen, die vor der Konstablerwache auf und abgeht, wo die politischen Gefangenen sitzen. Wäre nun in jener Nacht irgend etwas Beunruhigendes in der Gegend des Gefängnisses vorgefallen, so würde die Schildwache ausgesagt haben: „Gegen eilf Uhr erschien ein wildaussehender, hastiger Mensch, mit einem großen schwarzen Schnurrbarte, (also wahrscheinlich ein Pole) der nach den Gefängnissen emporblickte, (wahrscheinlich um den darin Sitzenden Zeichen zu ertheilen), dann auf seine Uhr sah, schnell umkehrte und den Weg zur Hauptwache einschlug." Hätte die Schildwache noch etwas Uebriges thun wollen, so durfte sie nur etwas aus eigenen Mitteln hinzugesetzt haben: „mir schien es, daß der wildaussehende, hastige Unbekannte, in fremder Aussprache

die Worte in den Bart gebrummt habe: „Jetzt ist's bald Zeit!" oder so dergleichen. Es hätte nicht fehlen können daß mein Aufenthalt in Frankfurt, durch diesen Zufall, an Annehmlichkeit beträchtlich geschmälert worden wäre. — Aber, Gott sey Dank! es ist in jener Nacht Alles ruhig geblieben und die gute Schildwache durfte mithin nichts aussagen, und wurde ganz gewöhnlich abgelöst.

Frankfurt hatte von jeher das Unglück, keine eigentlich große Stadt zu seyn, ohne jedoch zu den kleinen gezählt werden zu können. So ist es auch jetzt geblieben. Es ist viel Prätension da, ohne den gehörigen Aufwand, diese zu rechtfertigen. Die Eleganz treibt sich keineswegs auf der Straße herum, aber doch ist sie vorhanden; von eigenthümlichen Sitten, die den deutschen Städten so wohl anstehen, ist wenig mehr übrig; der Römer ist mit Kalk übertüncht, alle Häuser auf dem Liebfrauenberg sind modernisirt, das Mittelalter ist rasirt, bis auf den alten Dom und die Judengasse; das sind Frankfurts wichtigste Monumente.

Die glänzendste Partie des dortigen Lebens sind

die Gasthöfe. Für den Fremden hat das sehr viel Bestechendes. Wer daher für einige Zeit in Frankfurt lebt und seine Wohnung im Gasthof nimmt, wird sich wohl befinden. Wer aber länger dort verweilt und sich in seinen vier Pfählen einpfercht, sieht sich bald von allem Glanze verlassen und muß traurig und einsam fortleben, er sey denn so hohen oder reichen Standes, daß er in die Zirkel der Diplomaten oder Banquiers Zutritt fände. Wer nicht „hochwohlgeboren" ist oder „goldschwer," wird hier nie eine Rolle in der Gesellschaft spielen können. So war es und so ist es geblieben! Talente allein geben hier keine Anwartschaft auf allgemeine Achtung. Ich habe einige der in Frankfurt lebenden Literaten kennen gelernt. Eduard Duller, einen jungen Dichter voll Feuer und von einer edeln, kräftigen Gesinnung, der von unserm unbegreiflichen, schwer begreifenden Publikum fast keine Anerkennung erfährt. Ein Liedchen von Hölty entzückte einst die ganze Nation, und noch zu einer spätern Zeit war es, wo

Ein Liedchen
Von Tiedgen,
Mit Gebimmel
Von Himmel,

von der Nordsee bis zu den Alpen gesungen wurde. Wer singt Duller's Lieder? Wer Bechsteins? Wer selbst Heine's? — Man spricht immer davon, die Wissenschaften, die Literatur, seyen Gemeingut geworden, Dank sey es den wohlfeilen Ausgaben und andern zeitgemäßen Bestrebungen. Nichts ist wahr davon; die Literatur ist mehr als je, Eigenthum einer gewissen Klasse der Gesellschaft, und die Uebrigen nehmen gar keine Notiz von ihr. Die Unzahl der Literaturzeitungen und Kritiken schreien sich heiser in Lob oder Tadel, wen kümmert das? Wer kauft, wer liest deshalb mehr; wer läßt sich dadurch zur Auswahl bestimmen? Die Literaturzeitungen machen guten oder schlechten Namen, bringen Ehre und Schmach, aber Alles wieder für jene Klasse — und woraus besteht sie? aus Literaten. — Für uns wird das Alles geschrieben; wir selbst schreiben unsere Bücher und

deren Kritiken, auch wieder für uns. Wir sind berühmt in unserer Schriftstellerzunft, und verlassen wir den Kreis unserer Freunde, so kennt uns kein Mensch; ja wer ein sehr gutes Buch geschrieben hat, aber nicht alljährlich mit fünf neuen im Meßkatalog erscheint, kann sich darauf gefaßt machen, wenn er zu irgend einem reichen, dicken Sortimentshändler in den Laden tritt und seinen Namen nennt, ganz verblüfft die Worte zu vernehmen: „Habe nicht die Ehre!“ Glück genug wenn der, durch ihn reichgewordene, Kleinhändler dabei die Mütze ein wenig rückt.

Eduard Duller ist ein junges, poetisches Blut; sein bleiches Gesicht zeigt Schmerz, sein Auge hat viel Einnehmendes; er spricht nicht mehr östreichisch und doch hört' ich ihm sogleich an dem R den Oestreicher an, den er im Innern auch nie verläugnet. Er hat eine Frau genommen und lebt mit ihr und seiner Musa, in den kleinen zierlich aufgeschmückten Zimmern, in dem kleinen, traulichen Garten, mit Emsigkeit schaffend, ein Leben,

zwischen Hoffnung und Zufriedenheit. Die Redaction des Phönix paßt nicht ganz für ihn; sie raubt ihm Zeit und macht ihm Verdrießlichkeiten.

Beurmann, der Verfasser der Frankfurter Bilder, Wagner, der die schönsten Lieder der neuern Franzosen mit Geschmack übersetzte, der wack're Leipziger Herlcßsohn, den mir ein Zufall hier freundlich entgegenführte, und Gutzkow, schufen mir einige angenehme Abende durch ihre Gesellschaft.

Auch das Theater habe ich besucht. Vor zwanzig Jahren kannte ich es genau. Heigel und die Isermann spielten das Liebhaberfach, die Frau von Busch, die jungen Frauen, Otto, die Väter, Hill sang den Don Juan, Illenberger den Tamino, Leißring und Lux waren die Komiker, die Wagner und Amberg die jungen Sängerinnen, Madam Graff war die Prima Donna, Demoiselle Schmidt, die erste Liebhaberin der Oper, Madame Urspruch, die Königin und edle Mutter — dies war die künstliche Welt, welche uns die natürliche damals ver-

sinnlichte. Wo ist sie hin? Wer nennt noch von den Theaterbesuchern in Frankfurt diese Namen? Hin! Hin! ein Pompeji, eine untergegangene, verschüttete Welt, wie sie jedes Theater nach zwanzig Jahren haben muß. Das ist ein recht wehmüthiges Bild! Nur einer blieb aus jener Zeit, damals ein kräftiger Mann, in der Tracht der Freiwilligen gekleidet, patriotische Gedichte declamirend, ein Abgott des Tages — jetzt eine Ruine, der Niemanden mehr gefällt, den man bespöttelt, bekrittelt, der wenig mehr leistet — der alte Weidner! —

Man gab „König und Schauspieler," das fadeste aller französischen Stücke, worin eben der alte Weidner den alten Fritz ganz verhunzte, und Becker als Schauspieler, sein Paroli darauf bog. Das Stück war nicht gut einstudirt, die Rede stockte, und die Costüme waren ärmlich. Darauf folgten Bauernfelds Bekenntnisse, worin die Lindner mich einmal wieder erfrischte. Sie ist die natürlichste Schauspielerin im Lustspiele, die man in deutschen

Gauen sehen kann. Schade, daß Weidner ihr zur Seite stand; schon sein Aeußeres war nicht nur unpassend, sondern sogar unsauber. Becker gab den feinen Weltmann nicht in dem Sinne, wie ihn der Wiener Autor sich dachte und wie man ihn — wenn man gerade aus der Fremde herzureist — sich wohl denken mag; was er gab blieb jedoch nicht ohne Wirkung. Statt Leben, gab er Phlegma, statt elegantes Benehmen, eine drollige Bonhommie; so waren Bewegungen und Sprache; es war nicht der Wiener Baron, sondern vielmehr ein Frankfurter **Commis-voyageur**, und das nahm sich drollig genug aus, wenn es auch nicht richtig war.

Dem Senkenbergischen Museum stattete ich auch einen Besuch ab. Hier hat sich der Name „Rüppel" verewigt; die schönsten Exemplare und eine Unzahl von seltenen Gegenständen aus allen Reichen der Natur, hat dieser unermüdete, gelehrte Forscher, von seinen Reisen in die Heimath gebracht, und dieser Anstalt geschenkt.

Hiemit will ich denn auch meinen Reisebericht

schließen; nur gering ist, was ich heimbrachte, und nichts davon ist werth eine Stelle in irgend einem Museum zu finden; eben so unerheblich ist, was ich darüber der Lesewelt mittheilen kann. Einige praktische Bemerkungen aus der Zeit für die Zeit gegriffen, das ist Alles.

Mein Hauderer, den ich in Frankfurt nahm, spielte mir noch den Streich, mich bei der Abreise anderthalb Stunden warten zu lassen, und mich statt geradenwegs nach Heidelberg, erst noch bis unter die Thore von Mannheim, zweier Passagiere wegen, zu führen; wodurch ich genöthigt wurde einen ganzen Tag in Heidelberg zu bleiben, da es an diesem Abende zu spät war, einen für mich wichtigen Besuch noch abzustatten. Und dabei war der Kerl so verschmitzt wie Keiner, weinte bald und jammerte, und ward dann wieder grob, hielt es bald mit Diesem, bald mit Jenem, und lachte — nachdem er bezahlt worden war — uns obendrein aus. Mir war noch nie auf meinen Reisen ein Exemplar von einem solchen unehrerbietigen Schufte

vorgekommen und ich rathe in Zukunft schriftliche Verträge abzuschließen, wie man es in Italien hält, und wie einige Reisende, nach ihrer Versicherung durch unangenehme Erfahrungen veranlaßt, auch schon am Rhein und in der Schweiz einzuführen angefangen haben. —

Ende des ersten Theils.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lewald, August,

Aquarelle aus dem Leben

Bd.: 1. (1836). - 5 Bl., 276 S.

Stuttgart u.a. 1836

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.495(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11721603-9